

80. 9. 36.

Preis des Einzelheftes **50 Pf.**



LÄNDER UND VÖLKER

10.

Heft • Oktober • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Am Rande des Stillen Ozeans . . .

Haushofer: Entwicklung der pazifischen Geopolitik

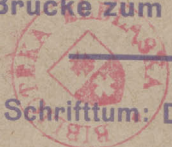
Hägermann: Von den Aläuten bis Australien

Pung Fai Tao: Chiang Kai Schek

Lufft: Ostasiatische Bevölkerungsprobleme — **Schippel:** Chinesische Wirtschaft

Querschnitte — Die Brücke zum Ausland — Zeitschriftenlese

Bericht über auslandkundliches Schrifttum: Der ibero-amerikanische Kulturkreis



VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311

Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)

Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 10 / OKTOBER 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Haushofer: Entwicklung der pazifischen Geopolitik im vierten Jahrzehnt d. XX. Jahrh.	289
Hägermann: Von den Alëuten bis Australien	293
Nohara: Pazifische Fragen von Japan aus gesehen	299
Pung Fai Tao: Chiang Kai Schek	302
Chu Chia Hwa: Die „Neue Lebensbewegung“ in China	305
Tang Leang Li: Warum kann der Kommunismus in China keinen festen Fuß fassen?	308
Lufft: Zum ostasiatischen Bevölkerungsproblem	311
Schippel: Die Entwicklung der chinesischen Wirtschaft	315
Olimsky: Als Journalist durch Sowjetrußland	319
Der Schutz des Empire	322
Hollands Kolonialsorgen	324
Hömberg: Ostasiatische Miniaturen	324
QUERSCHNITTE	326
DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND	331
ZEITSCHRIFTENLESE	332
BÜCHERTAFEL	335

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.

Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität, München O 27, Kolberger Str. 18. — Dr. Gustaf Hägermann, Schriftleiter, Berlin W 35, Admiral-von-Schröder-Str. 29. — W. K. Nohara, Journalist, Berlin W 50, Regensburger Str. 15. — Pung Fai Tao, Lektor und Presseattaché an der Chinesischen Botschaft zu Berlin, Berlin NW, Siegmundshof 14. — Chu Chia Hwa, ehemaliger Kulturminister Chinas, jetzt Sekretär des Politischen Ausschusses der Kuo-Min Tang, Anschrift durch die Schriftleitung. — Tang Leang Li, ehemaliger Pressechef des Außenministeriums Chinas, z. Zt. auf einer Studienreise in Europa, Gesandter ohne Machtbereich, Anschrift durch die Schriftleitung. — Dr. Hermann Lufft, Volkswirt, Berlin-Mariendorf, Tejastr. 13. — Dr. Hans Schippel, Mitglied des Vorstandes der Dresdner Bank, stellvertretender Vorsitzender der China-Studiengesellschaft, Berlin-Dahlem, Gelfertstr. 17. — Dr. Fritz Olimsky, Schriftleiter der „Berl. Börsen-Zeitung“, Berlin-Karlshorst, Wildensteiner Str. 41. — Hans Hömberg, Schriftleiter und ständiger Mitarbeiter des „Völkischen Beobachters“, Berlin-Lichterfelde, Tulpenstr. 5a.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Karl Haushofer:

Entwicklung der pazifischen Geopolitik im vierten Jahrzehnt des XX. Jahrhunderts

Erprobte Erfahrung im volkspolitischen Aufbau ihres Staates und im geopolitischen ihres Mittelmeer-Reiches hatte schon die Römer veranlaßt, in Zeiträumen von Jahrjüngsten (Lustrum) eine Überschau ihres Volkskörpers und Reichs-Zustandes durch den Zensor abschließen zu lassen, und von da an wieder neue Kunden anzulegen oder fortzubauen. Ähnliche Erwägungen berechtigen zu einer Überschau über die Entwicklung der pazifischen Geopolitik seit 1930, mit der Gesamtfeststellung, daß die Einheit des Kraftfeldes noch deutlicher hervorgetreten ist, obwohl der größte Ozean nach wie vor auch die größten Gegensätze und weitesten Spannungen auszugleichen und zu vermitteln hatte.

Nur hat sich die Hinterlandtiefe seines politischen Einzugsgebiets durch das mandschurische und mongolische Ausgreifen der einzigen ursprünglich rein pazifischen Großmacht, Japans, bis an Baikal-Umgebungsbahn und Turksib erweitert. Gerade für die rührigste bewegende Macht des Ozeanrandes begrenzt der Zeitpunkt des Ansetzes zum mandschurischen Vorgehen Mitte September 1931 und die Vorbereitung der dreitausendjährigen Reichsfeier, zusammen mit der Hoffnung auf die olympischen Spiele 1940 das Doppel-Jahrjüngst besonders deutlich. Für die USA. ist durch die Philippinen-Erklärung von 1935 der spätere Anfang, mit der Freigabe-Aussicht 1945 ein späteres Ende des Doppel-Jahrjüngsts gegeben, so daß sich zwei entscheidungsschwere Perioden beider Gegenspieler im Jahrhundertlauf überschneiden. China hat eine neue Periode mit der Verfassungs-Verkündigung von 1936 eingeleitet, die benachbarte indische und indonesische Welt neue Statthalter mit neuen Aufgaben für Delhi und Batavia in die beiden verantwortlichsten Ämter der weißen Rasse innerhalb der farbigen Welt eingeführt.

Gleichzeitig fast ist durch Hughes für Australien, durch Lord Bledisloe für Neu-Seeland die wehrpolitische Anzulänglichkeit ganz besonders scharf betont worden, während von Ibero-Amerika aus Chile und andere pazifische Staaten weltpolitisch hervortraten.

Das Britenreich gewann um die Mitte des Jahrzehnts Abschlüsse durch die Fertigstellung von Singapore als „Clastrum Imperii“ und die Neubefestigung von Kapstadt nach der aethiopischen Verprellung.



So stand — im Raum erweitert, aber reinlich festgelegt, in der Zeit ungewöhnlich klar gegliedert — ein übersichtlicher Rahmen. In dessen Rollbild brachte das hemmungslose Vordringen der südchinesischen Länder-Ichsucht an der Sommer-Sonnenwende 1936 eine kaum aufzufangende und schwer in der Tragweite abschätzbare Beschleunigung. Das Vorgehen der beiden südchinesischen, durch örtliche Erfolge übermütig gewordenen Provinz-Generale von Kwanghsi und Kwangtung über beide Landesgrenzen hinaus auf Changsha kann vom großen geopolitischen Gesichtspunkt der Erhaltung einer chinesischen Reichs- und Volks-Einheit nur rückhaltlos verurteilt werden. Nirgends außerhalb der engsten Provinzial-Propaganda wird man ihrer patriotischen Phrasologie Glauben schenken, nur heiligste Vaterlandsliebe habe sie zu dem Vorgehen gegen die weit entfernten Japaner, in den nahen Bereich der Nanking-Regierung veranlaßt. Kühle Prüfung der Gesamtlage wird ergeben, daß hier ein Erpressungsversuch von hinten aus örtlicher Geltungssucht an der schweren Lage der Zentralregierung versucht worden ist. Er muß sie in ihrem doppelten Ringen mit dem japanischen Vorgehen in Nordchina und der russischen Unterwühlung durch den Kommunismus schwächen, und könnte sie deshalb aus wahrer Vaterlandsliebe zu geopolitisch unberechtigten Zugeständnissen an Kanton bewegen.

Wie das Kompromiß auch ausfalle: der unheilvolle machtpolitische Zerfallszustand des chinesischen Reichs- und Volksbodens ist diesmal durch die Vertreter des Südens wieder grell beleuchtet worden, und fordert stärkere und geschlossene Mächte — deren Volksdruck, wie Japans, deren Raumdruck, wie der Sowjets, zunimmt — zu Übergriffen geradezu heraus. Benoy Kumar Sarkar (Kalkutta) findet das rechte Wort. (Japan, Bengal & World-Economy. Commercial Gazette Calcutta, May 4. 1936.) „In Wahrheit ist es aber nicht so sehr die Ausdehnung Japans, als

die langsame schrittweise Auflösung Alt-Asiens,

oder vielmehr die Greisenhaftigkeit, Alterschwäche und der Verfall des Festlands von Asien, das die Aufmerksamkeit des Wirtschaftlers, Staatsmanns und Soziologen fesselt. Japan ist nur ein Spät-Rommer in dem Spiel um Landerwerb und Aufrichtung von Machtkreisen über Ost- und Nord-Asien.“ So der Indier aus dem nahen Südfügel der Monsunländer.

Wer die neue chinesische Verfassung aufmerksam liest, wie sie etwa Moskodor für die „D. A. Z.“ dankenswerter Weise bringt, der wird zu seinem Staunen wahrnehmen, daß Äußere Mongolei und Tibet — in Wirklichkeit dem Machtbereich Jung-Chinas völlig entglitten — immer noch in ihr eine völker- und staatsrechtlich gewiß bedeutsame Rolle spielen. Inzwischen sind Mandschurei und Sinkiang den gleichen Weg der Auflösung gegangen, und die Innere Mongolei beinahe. Dennoch wird die annahmemäßige Verfügung über den ganzen weiten Schwankungs-Raum festgehalten, in dem die chinesische Macht sich seit Jahrtausenden rhythmisch ausdehnte und zusammenzog und etwa zwei Fünftel ihres Daseins getrennt, zum Teil in „kämp-

fenden Reichen“, drei Fünftel in straffer zusammengefaßter staatlicher Lebensform verbrachte. Immer aber stellte sich dabei heraus, daß die ganze Raumweite, mit den Außenlandschaften, nur von überlegenen Persönlichkeiten von Ausmaßen über dem Durchschnitt oder von aufsteigenden Dynastien zu beherrschen und zu durchdringen war, bei bloßer Durchschnittsleistung in Gefahr des Auseinandergehens schwebte.

Die Hebel-Handhabung vom pazifischen Ufer und seinen Randlandschaften aus bis an den Hals von Kabul forderte also Leistungen über die Kraft des eigentlichen chinesischen Volksbodens allein.

Darin liegt geopolitisch Gesetzmäßiges; ebenso im Zurücksinken der russischen meerumspannenden Anläufe zu einer nordpazifischen Reichsbildung während des XIX. Jahrhunderts, wie in den japanischen Schwierigkeiten, über die pazifischen Wasserscheiden hinaus festlandwärts in festländische, nordische Höhenlagen vorzudringen. Eine verwandte Erscheinung spricht sich gegen das Fußfassen der Nordamerikaner in den Monsunländern aus. Das Vorgefühl des Zurückgleitens übersteigerter Ausdehnung weißer Mächte hinter bereits überschrittene geopolitische Grenzen durchzittert angesichts der chinesischen Spannungen Shanghai (Zeitschriftenkampf: „Peoples Tribune“ gegen „Oriental Affairs“ — „Coming war in Asia“), legt scharfe Erprobungen der eben fertiggestellten Kieselstellung von Singapore nahe und tritt aus den australischen Wehrbeklemmungen von Hughes, den neu-seeländischen von Lord Bledisloe hervor. Es diktiert sogar die Anregungen, aus Kapstadt und der Robben-Insel als Gegenwert einen Stützpunkt ersten Ranges zu Singapore zu machen.

Die ungünstigen Erfahrungen der britischen und italienischen Luft- und Seemacht während der äthiopischen Spannungen mit dem engen Sack des Mittelmeers haben dem Indischen Ozean etwas von seiner alten Bedeutung als unentbehrliches Verbindungsglied zwischen Atlantik und West-Pazifik auf seiner Südverkehrs-Zone zurückgegeben. Damit zugleich aber erhob sich die Frage, wie lange es den Kolonialmächten alten Stils gelingen wird, das durch die Zerrungszone des australisch-asiatischen Mittelmeers zusammenstrebende indisch-westpazifische Kraftfeld mit der Einheit der Monsunländer hinter sich noch als Kolonialbesitz auseinander zu halten.

Beklemmungen erstreckten sich auch auf Indochina und die Kanal-Idee von Kra. In dieser Gesamtrichtung bot die Aufnahme des äthiopischen Schicksals in Indien und China ebenso lehrreiche Einblicke, wie der großzügige Vergleichsversuch Sarkars zwischen „Japan und Bengalen im Rahmen der Weltwirtschaft“. Es ist gewiß etwas kühn, zu sagen: „Japan ist ein offenes Buch und kann von jedermann gelesen werden“. Ganz gewiß ist die am Aschermittwoch 1936 vor Tagesanbruch aufgeschlagene Seite dieses Buchs vorher vielen verborgen geblieben, genau, wie manche anderen geheimen Seiten, die sich sonst noch im japanischen Schicksalsbuch befinden. Was die „Samurai“ wirklich geheim halten wollen, das ist so ohne weiteres nicht von

jedermann zu lesen; und vor allem befinden sich heroische Seiten dabei, die in der Entwicklungsgeschichte der 51 Millionen Bengalen nachgeholt werden müßten, wenn wir so ohne weiteres die vorwiegend wirtschaftlich und soziologisch bestimmten Einsichten Sarkars auf beide Völker vergleichend anwenden sollen, so z. B. wenn er die japanischen Griffe nach Korea (1910) und der Mandchurei (1932) nur „normale Erscheinungen in der modernen Soziologie des Fernen Ostens“ nennt. So leicht hin nach dem Vorgang von Annam, Indochina, Sibirien, Mongolei, Burma und Tibet läßt sich doch das Landeinwärts-Gleiten der strategischen Grenzen des japanischen Reiches gegenüber den Sowjetbünden heute, dem Zarenreich einst nicht mit bloßer geopolitischer Evolution erklären. Denn schließlich sind die andern Übergreifer am Pazifik außenbürtig, Japan innenbürtig.

Das macht wenig völkerbunds-mäßigen, völkerrechtlichen Unterschied; aber einen entscheidenden zwischen endogener und exogener pazifischer Geopolitik, oder sogar bereits beginnender indo-pazifischer Geopolitik. Denn fast im selben Atemzug schreibt der klügste weltpolitische indische Beobachter (trotz Jawaharlal Nehru und seiner eigenartigen Selbstbiographie): „In der Wertschätzung der Bengali fährt Japan fort, die Hoffnung und der Führer Jung-Asiens zu bleiben, was es 1905 zu werden begann; und zwar, obwohl durch euramerikanische Augen gesehen die japanischen Vollbringungen und Ambitionen von heute und morgen einen ganz fürchterlichen Herausforderungsruß gegenüber dem status quo bedeuten, den die allermächtigsten unter den nicht-asiatischen Rassen errichtet haben.“

Dann werden höchst bemerkenswerte Gleichläufigkeiten zwischen dem deutschen und dem japanischen Nationalsozialismus gezogen, dem Führerkult, dem „Rodoismus“, und ihrer gemeinsamen Feindstellung gegen den Liberalismus in konstitutionellen Ideen, politischer Demokratie, Marxismus. Darunter sind gewiß auch Urteile, die in Deutschland und Japan nicht geteilt werden. Aber es kam uns mehr darauf an, überhaupt zu zeigen, wie man vom indischen Raum aus die Dynamik des pazifischen sieht.

Auch hat die Festlandausdehnung des letzten Jahrzehnts durchaus nicht den Zug nach Süden in der japanischen Volksseele ausgelöscht. Ein Streifblick auf die Südsee-Ausdehnungswünsche von Raichiro Ishihara, auf sein Hindrängen auf Malaya und Insulinde, auf die Aktion der Webgewerbe zur Ausbreitung nach Süden im „Hochi“ würde uns eines andern belehren. „Die niederländische Kolonie befolgt eine selbstmörderische Politik“ heißt es da, oder „Japans Südwärts-Politik würde alle politischen, wirtschaftlichen, geistigen, sozialen und andern Fragen lösen, die es augenblicklich bedrängen. Wenn Japan mit seiner Südausdehnung durchdringt, wird die Lösung seiner Finanzschwierigkeiten leicht sein . . .“ So einfach ist es gewiß nicht; aber die Selbstständigkeitserklärung von Fukien und andere Vorgänge könnten doch verraten, daß man jetzt südwärts Linien geringsten Widerstandes sieht, wie ehemals im Nordwesten. Das bedeutet Rückkehr dahin und dynamische Verlagerungen im pazifischen Kraftfeld.

Gustaf Hägermann:

Von den Aläuten bis Australien

Der Kampf der Rassen um den Raum

Der Pazifische Ozean, der mehr als ein Drittel der Erdoberfläche einnimmt, stellt einen der gewaltigsten geopolitischen Räume unseres Planeten dar. Als Drake und andere Entdecker die gewaltige Wasserfläche zum ersten Male von der amerikanischen Küste her durchsegelten, erschien ihnen dieser Ozean als ein Problem der Entfernungen. 52 Tage lang trieb sie der Äquatorialstrom, bis sie die ersten Inselgruppen der Südsee erreichten. Heute, wo die Künder und die Inseln dieses Beckens von den großen Staaten der drei angrenzenden Erdteile beherrscht werden, erscheint er den Augen der Welt als das Meer der zukünftigen kräftepolitischen Entscheidungen im fernsten Osten oder, wenn man will, im äußersten Westen, denn an der den Ozean von Norden nach Süden durchschneidenden Datumsgrenze werden die Begriffe Ost und West ausgetauscht.

Immer wieder rücken die politischen Vorgänge am Pazifik in das Blickfeld der Welt, und wie die Triften und Strömungen nie rastend die Wellen des Ozeans treiben, kommen auch die Probleme um ihn und die festen Erdpositionen in ihm nie zur Ruhe. Dem Namen nach der stille, ist er heute der unruhigste Ozean der Weltkugel. Es scheint, als wenn die Natur selbst sich ihn zu ihrem gewaltigsten Kriegsschauplatz erwählt hätte.

Der gewaltige Ring feuerspeiender Berge

Wenn wir ihn geographisch abfahren, bietet sich uns an seinen Kündern das großartigste Schauspiel, das die Natur den Erdbewohnern bietet: ein Ring feuerspeiender Berge zwischen dem Treibeis fast vom nördlichen bis zum südlichen Polarkreis. Im Norden begegnet dem Reisenden, der von Seattle aus, dem mächtig ausgebauten nördlichsten Hafen der Union, mit dem Touristendampfer in vier Tagen bis an die nördliche Grenze Asiens fahren kann, eine Landschaft, von deren Seltsamkeit sich die menschliche Phantasie kaum ein Bild machen kann. Einst hatte dort die Natur den Pazifik gegen Norden durch eine gewaltige Scheidewand abgesperrt, indem sie durch eine Felsenmauer Amerika und Asien verband. Dann aber hat sie mit der gleichen Großartigkeit sie wieder in tausende von Trümmern aufgelöst, die heute als die garstige langgestreckte Küste der Alaskahalbinsel, als Inseln, Vulkane, Felsenzacken aus dem Meere hervorsteigen. Über 1800 km, was einer Strecke von Kopenhagen bis Messina entspricht, dehnt sich allein der Bogen der 1500 vulkanischen Inseln der Aläuten bis nach Asien.

Die Hauptinsel ist Unalaska, die den einzigen natürlichen Hafen der ganzen Felsenkette bildet. Schon Chamisso, der Dichter und Weltreisende, nannte sie eine

traurige Insel, deren einziger Komfort das russische Dampfbad sei. Diese Erfahrung macht auch der Reisende von 1936. Wenngleich Unalaska auf dem Breitengrad von Vibek liegt, wird dort der Mensch ohne Dampfbad und Whisky nicht warm. Das Bad ist die russische Erbschaft, der Whisky die Hochzeitsgabe, die Uncle Sam den Robbenfängern auf den Aläuten darbrachte, als er ihre Inseln zusammen mit Alaska dem Zaren für 7,2 Millionen gute Dollar abkaufte. Seit jenem Jahre 1867 haben die Amerikaner sich jedoch wenig um die Robbenfänger und Pelzjäger auf den Inseln gekümmert. Ihre ganze Fürsorge gilt bis heute dem Territorium Alaska, dessen Boden — mehr als dreimal so groß als Deutschland — alle Schätze dieser Welt erzeugt: Hölzer, Pelze, edle Metalle. In seinen Grundwassern rollt der berühmte Goldsand von Klondyke und Nome, der wie die Galden im Ruhrgebiet bergeweise aufgeschichtet und von den größten Goldwäschereien der Welt bearbeitet wird. Unter der stets gefrorenen Erde schlummern Milliarden Schätze an Kohle und Erdöl, die noch kein Mensch gehoben hat. Alaska ist die Schatzkammer der Staaten und das große Land der Zukunft nicht nur im nördlichen Pazifik sondern auf der Erde.

Es ist begreiflich, daß die Fürsorge für diesen wertvollen, räumlich von den Staaten getrennten und bis an die asiatische Welt reichenden Besitz neuerdings auch die militärischen Sachverständigen der Staaten beschäftigt, und daß diese sich auch der Robbenjägerinseln erinnern. So soll jetzt die verlorene Insel Unalaska die bedeutungsvolle Aufgabe erhalten, den nördlichsten Stützpunkt der amerikanischen Pazifikflotte und der Luftwaffe zu bilden, ein zweites Hawaii, das zusammen mit der ganzen Inselkette den gewaltigen natürlichen Sperrriegel darstellt, der Alaska gegen Asien schützt. Schon 1934 fanden dort und in dem unermesslichen Raum bis zu den Hawaiiinseln die größten Flottenübungen statt, von denen die Geschichte der Völker bisher zu berichten weiß.

Die Brücke nach Asien

Wo der Bogen der Aläuten an die Nase Kamtschatkas stößt, berühren sich an dieser natürlichen Brücke beinahe Amerika und Asien. Den Seefahrer begrüßt weiterhin leuchtend von Asien her das Wahrzeichen Kamtschatkas, der Kluschkwaia, der höchste Vulkan der alten Welt. Ein mächtiger Felskamm säumt über hunderte von Meilen die Küste dieser Halbinsel ein, und aus ihm springt unheimlich brodelnd und qualmend Pik neben Pik hervor. Südlich anschließend taucht die Kette der Kurilen, was soviel wie die rauchenden Inseln heißt, am Horizont auf. Auch auf ihnen setzt sich der feuerpeiende Ring fort. Dort beginnt die Welt der Japaner, die zwar auf den kalten Felseninseln kaum leben können, aber an ihren Küsten schon seit alters her Wale und Robben jagen.

Jedermann weiß aus den Landkarten, wie diese Reihe der Vulkane sich über die wärmeren japanischen Inseln bis nach Java und von dort über das ewig brodelnde Neuseeland und die Südseeinseln bis nach den Hawaii, dem Herzen des Pazifik, weiterzieht. Die Menschen um den Pazifik leben in einem Paradies voller Naturschätze aber auch im weitesten Sinne gesehen auf einem Vulkan.

Kanonen unter den Vulkanen

Die drei Kontinente, die den Ozean begrenzen, Amerika, Asien und im Süden Australien mit seiner Inselwelt, stellen staatspolitisch die weit in das Meer reichenden Interessensphären der vier großen Reiche, der Union, Englands, Rußlands und Japans, vor, die alle vier ihre Festungsgürtel unter den Vulkanen bauten und ihre Kanonen auf das hohe Meer gerichtet haben.

Man hat sich in Europa daran gewöhnt, den großen, die Zukunft der westlichen Halbkugel entscheidenden Interessengegensatz in erster Linie als einen amerikanisch-japanischen zu betrachten, gegen den als rein pazifisches Problem selbst der Gegensatz Japans zu Rußland in den Hintergrund tritt.

Die Bemühungen der Amerikaner, ihre militärischen Stützpunkte gegen Asien vom äußersten Norden bis nach Kalifornien immer mehr auszubauen und vorzuschieben, ebenso wie das Vorrücken der japanischen Vorposten auf den nach dem Weltkriege neu gewonnenen Südseeinseln der Karolinen und weiter westlich der Marshallinseln scheinen auch keine andere Deutung zuzulassen als die, daß diese beiden Länder sich als Hauptinteressenten und damit als natürliche Gegner am „Meer der Entscheidungen“ fühlen. Doch eine ernsthafte, auf den geographischen Gegebenheiten fußende Betrachtung wird zu dem Ergebnis kommen müssen, daß die beiderseitigen Interessensphären sich nur in ihren äußersten Peripherien und nicht im Kern berühren, und daß in Wirklichkeit eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen den beiden Ländern im wirklichen Sinne des Wortes in weiter Ferne liegt.

Es ist doch so, daß trotz der modernsten schnellsten Kriegsschiffe mit größtem Aktionsradius und der noch nicht absehbaren Entwicklung der Luftwaffen menschliche Strategie in absehbarer Zeit noch ihre natürliche Grenze an der Größe des geographischen Raumes und der Entfernung der Angriffspunkte findet. Was die ersten Entdecker empfanden, daß das Problem des Pazifik eine Frage der Entfernung ist, hat seine Gültigkeit keineswegs verloren. Die japanische Küste liegt von der amerikanischen rund 8800 km entfernt, und selbst von dem im gewaltigsten Maße ausgebauten äußersten Stützpunkt der USA. im Pazifik, Honolulu, sind es bis Japan immer noch 6300 km. Nur die allergrößten Kriegsschiffe können für 12000 km Brennstoff mit sich führen, eine Seeschlacht in einer solchen Entfernung kann daher als ausgeschlossen gelten. Aus dieser nüchternen Erwägung heraus haben die Vereinigten Staaten sich auch entschlossen, auf die Philippinen zu verzichten, die für sie wirtschaftlich unwichtig und strategisch völlig wertlos sind, denn die japanische Flotte könnte Manila in drei Tagen fast kampfslos nehmen. Die amerikanischen Verteidigungsmaßnahmen dürften daher in Wirklichkeit nur das Ziel haben, die wahrhaft splendid isolation, in der Amerika sich befindet, auf jeden Fall zu sichern.

Japan, das pazifische Problem

Japan, das überbevölkerte Inselreich, dessen Volkskraft aus natürlichem Zwange nach räumlicher Ausdehnung drängt und daher ein Lebensinteresse an einer Änderung

des heutigen Zustandes hat, richtet in Wirklichkeit seinen Druck auch gar nicht gegen die amerikanische Küste am anderen Ende des gewaltigen Ozeans, es interessiert sich heute viel mehr für den viel näher liegenden Raum des südlichen Pazifik.

Es ist denkbar, daß die schwach bevölkerten Philippinen, die nach einer Übergangszeit von zehn Jahren ihre Unabhängigkeit von USA. gewinnen sollen, sich dem japanischen Ausdehnungsdrange nicht lange erfolgreich zu widersetzen vermögen; der Handel in Manila ist heute schon fast ausschließlich in japanischen Händen. Bei der Problematik der fernöstlichen Verhältnisse muß daher auch England damit rechnen, daß seine Interessen im pazifischen Raume auf eine friedliche oder feindliche Weise unmittelbar in die japanische Übervölkerungsfrage eingezogen werden, wenn diese eines Tages nach Süden hin dynamisch wirksam wird. Das wird nicht heute und vielleicht auch noch nicht morgen geschehen, denn solange die Japaner von ihrem natürlichen Feinde am engeren japanischen Meere, den Russen, im Norden bedroht sind, können sie den Sprung nach dem ersehnten Süden nicht machen. Aber England, klug und berechnend, sieht sich vor und schützt seine indischen Interessen gegen Osten in Singapore, einer der größten Festungen der Erde.

Neuerdings aber hat England fast unbemerkt noch eine zweite Festung am Rande des Pazifik angelegt, die als zukünftiger Flottenstützpunkt gedacht ist und deren Anlage die vermutliche Entwicklung der Dinge im Pazifik andeutet: Rabaul auf der Insel, die unter deutscher Kolonialverwaltung Neu-Pommern hieß und der die Engländer nach 1918 den bezeichnenden Namen New Britain, Neu-Britannien, gegeben haben. Rabaul war bisher ein Hafenstädtchen, das die Hamburger Kaufleute nach 1884 als echte deutsche Stadt mit anheimelnden Straßen und vielem Baumschmuck anlegten. Heute spricht man bereits von einem Malta im Pazifik. Was Honolulu für USA. ist, der befestigte Vorposten im Ozean, soll Rabaul für Britannien werden: das große Vorwerk des britisch-australischen Kontinentes gegen Japan.

So bildet sich eine neue Front, deren Entfernungen von einander ein Auseinanderprallen kriegstechnisch nicht unmöglich erscheinen läßt.

Der menschenleere Raum Australien

Wer die Nachrichten aus diesem Raume in den letzten Monaten verfolgt hat, weiß, um was es sich dort handelt: um den Konflikt Japan—Australien, der neuerdings wieder mit aller Schärfe aufgerollt ist. Er tritt in der Gestalt eines erbitterten Wirtschaftskrieges in die Erscheinung, der dazu geführt hat, daß Japan, um Australien wirtschaftlich ins Mark zu treffen, seinen Markt für die australische Wolle und die anderen Rohstoffe brüsk gesperrt hat. Der australische Ministerpräsident hat schon zweimal seine Zuflucht zu einem Rundfunkappell an das ganze Empire genommen, um auf den Ernst der Lage aufmerksam zu machen. Zugleich haben die Arbeiterregierungen in Australien und in Neu-Seeland einen Ausbau der Wehrmacht eingeleitet und erstreben einen einheitlichen britischen Verteidigungsplan. Rabaul ist die erste Etappe dieses Abwehrsystems.

Die Ursache dieser ersten Entwicklung ist natürlich nicht die Wolle der australischen Schafe, sie ist viel wesentlicherer Art und könnte auch nicht durch einen neuen

Handelsvertrag aus der Welt geschafft werden. Der große Gegensatz ergibt sich auf eine natürliche Weise daraus, daß das kleine Land Japan „ein Volk ohne Raum“ bedeutet und das große Australien „ein Raum ohne Volk“ ist. Auf dem ganzen südlichen Kontinent leben heute 6,7 Millionen Weiße und etwa 60000 Australneger. Die Tatsache, daß der fruchtbare Nordteil von Queensland fast menschenleer ist, hat jüngst ein Geistlicher in Australien offenherzig als einen internationalen Skandal und eine durchaus verständliche Verlockung für die Japaner bezeichnet.

Seit 1930 nimmt Australien fast keine Einwanderer mehr an, da die australischen Arbeiter sich gegen zuwandernde Konkurrenten ablehnend verhalten. Dabei nimmt die Zahl der Geburten in katastrophaler Weise ab, und neuerdings setzt sogar eine Abwanderung aus Australien ein. Großbritannien hat angesichts dieser bedrohlichen Entwicklung schon in den letzten Jahren Versuche gemacht, in Australien Siedlungs- und Arbeitsmöglichkeiten für Arbeitslose aus anderen Teilen des Empire zu schaffen. Da 20 bis 25 Millionen Weiße auf dem Festlande ihr Auskommen haben könnten, wäre Platz für 12 Millionen Einwanderer vorhanden. Aber die Ergebnisse sind bisher gleich null. Da die Agrareinwanderung auch in dem der Arbeiterregierung abgerungenen kleinen Umfange versagt hat, wird neuerdings zwischen den Ländern des britischen Reiches ein Plan erörtert, den Zuzug geschulter Industriearbeiter zwecks Schaffung einer autonomen australischen Fabrikwirtschaft zu fördern.

Ob er sich durchführen läßt, ist völlig unsicher. Sicher ist nur, daß Australien für lange Zeit ein menschenarmes Land bleiben wird, vor dessen Toren in unmittelbarer Nähe heute das nach Siedlungsland hungrige große Volk der Japaner steht. Von den Karolinen, dem äußersten japanischen Landbesitz im Süden, sind es nur 1600 km bis an die australischen Vorposten. Diese Entfernung ist nur viermal so groß wie die Helgolands von der britischen Küste.

*

So nimmt das pazifische Problem heute die gleiche Entwicklung wie wir sie in Europa beobachten: es wird ein Bevölkerungsproblem und ein Kampf der Rassen um den Raum. Solange es Menschen gibt, ist jeder leere Raum der Erde stets das Ziel der um die Lebensmöglichkeiten ringenden wachsenden Völker gewesen. Es gibt unter den Völkern kaum einen ernsthaften Konflikt, der anders bedingt wäre. Im großen pazifischen Raum ist Japans Sorge die gleiche wie im engen überbevölkerten Europa die Deutschlands, das durch die Wegnahme seiner Kolonien seiner natürlichen Ausdehnungsmöglichkeit beraubt wurde. Es kann mit keinem moralischen Grunde gelegnet werden, daß eine gesunde, das heißt eine wachsende Rasse, ein natürliches Recht auf Raum hat; eine Rasse aber, die das von ihr besetzte Land menschenleer werden läßt, hat immer ihr Recht auf diesen Raum verloren.

W. K. Nohara:

Pazifische Fragen von Japan aus gesehen

Siam — ein Drehpunkt der politischen Entwicklungen

Die Frage der ehemals deutschen, jetzt japanischen Südsee-Besitztümer wird, obwohl sie zum Fragenkomplex des Pazifik gehört, nicht an diesem Ozean gelöst werden, sondern an der Nordsee. Jedenfalls vermutet man das in Japan; die abessinische Frage, die uns Asiaten zutiefst aufwühlte, fand ja ihre Lösung auch nicht, wie es die Zeitungsleser glauben mochten, auf den Schlachtfeldern Aethiopiens, sondern auf den Luft- und Telegraphenwegen zwischen Rom und London, die sich in Paris kreuzen.

Die politische und wirtschaftliche Durchdringung der ehemals deutschen Südsee, daneben die wirtschaftliche Durchdringung der britischen und französischen Südsee durch die Japaner hat sich zwar unauffällig, doch wirksam vollzogen und läßt es heute dem britischen Imperium, in etwas geringerem Maße dem französischen Imperium, geboten erscheinen, auf eine zunächst politische, danach wirtschaftliche „Distanzierung“ Japans aus der Südsee bedacht zu sein. — Die Rückgabe der japanischen Südseemandate an ihren früheren Besitzer, das Deutsche Reich, schwebt ihnen dabei naturgemäß als naheliegender Weg vor.

Man hält anscheinend die Deutschen als Nachbarn und Konkurrenten für weniger gefährlich als die Japaner; ob dieser Vergleich für die Deutschen schmeichelhaft sei oder nicht, das muß man diesen selber zur Entscheidung überlassen. — Der erfreulichen Erscheinung, daß auf der nördlichen Erdhälfte Deutsche und Japaner als befreundet gelten, ja, von argwöhnischen Gemütern gar für geheime Verbündete gehalten werden, steht die betrübliche Tatsache gegenüber, daß wir auf der Höhe des Äquators als Segner gegeneinander ausgespielt werden.

Im Norden Freund — im Süden Feind

— eine auf die Dauer wenig förderliche Konstellation wenigstens für die beiden Hauptbeteiligten, die es doch im Grunde angeht. — Ein Ausweg wird hier schwer zu finden sein, ganz gewiß nicht durch ein Netz von Verhandlungen und Abmachungen, das man etwa von London aus über die Nordsee zu werfen gedenkt, ganz gewiß auch nicht durch den Völkerbund, der zu einer Entscheidung in der Frage der japanischen Mandate gar nicht befugt ist. — Der japanische Vertreter bei der Mandatskommission des Völkerbunds, N. Ito, hat dies namens seiner Regierung vor der Kommission in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: „Die Mandate gelangten durch die alliierten und assoziierten Mächte zur Verteilung, und nicht durch den Völkerbund, der daher weder einer Mandatsmacht ihr Mandat entziehen noch ihr vorschreiben darf, in welcher Weise sie das Mandat auszuüben hat; wogegen den früheren Angehörigen der alliierten und assoziierten Mächte, ganz gleich, ob sie Mitglieder des Völkerbunds sind oder nicht, das Recht einer solchen Entscheidung zusteht.“

Die europäische Welt sieht in den Südsee-Inseln die „Schrittsteine“, die der Japaner auch in die Miniaturteiche seiner Gärten stellt, um besser hinüberzukommen,

im Falle des ganz großen Pazifischen Ozeans also etwa nach Australien, dessen gigantischen, von der weißen Rasse bewußt vernachlässigten Besiedlungsmöglichkeiten die gelbe Rasse reizt. Im Gegensatz zu Mussolini, der stolz erklärte, kein „Sammler von Wüsten“ zu sein, sagen wir Japaner bescheiden: „Gebt uns unserthalb Wüsten; wir werden auch damit auskommen; wir sind mit der Wüste, welche die chinesischen Militärs in der Mandschurei hinterließen, fertig geworden — seht euch daraufhin Mandschu-Kuo an, das wir ganze vier Jahre ‚besitzen‘.“

Die Notwendigkeit der Besiedlung und Urbarmachung der brachen Gebiete Australiens wird, so hoffen die Asiaten, den europäischen (und auch den asiatischen) Völkern eines Tages ad oculos demonstrieren, daß solche umfangreiche Fragen nicht von einer Nation allein zu lösen sind, geschweige denn, wie im Falle Australiens, von einer einzigen Schicht, nämlich derjenigen der gewerkschaftlich organisierten „Edelproletariat“ Südaustraliens. Die Meisterung solcher Probleme — wie im übrigen auch diejenigen Sinkiangs, der Äußerer Mongolei, der mittelasiatischen Mohammedaner, der Mandatsgebiete, des Siamesischen Reichs — bedarf ganz zweifellos der vereinten, aufrichtigen Zusammenarbeit aller irgendwie beteiligten oder berührten Völker, wenn nicht der ganzen Weltmenschheit. Diejenigen Nationen, welche dies noch nicht glauben mögen, werden Gut und Blut dransetzen, wirtschaftlich unerschlossene Länder oder Völker aufzuschließen — damit ein anderer den Gewinn einheimst. Beispiele hierfür lieferte die neuere Geschichte und wird die neueste Geschichte im gelben wie im schwarzen Erdteil in Hülle und Fülle liefern.

Das unabhängige Kaiserreich Siam findet in dieser Aufzählung einen Platz, weil es — wenn auch wenig aufdringlich — in immer stärkerem Maße zum Drehpunkt der Entwicklung am asiatischen Strand des Stillen Ozeans geworden ist. Der Sinn des verworrenen Gebrodels ist folgender: Im Jahre 1931, während seiner Reise durch die demokratischen Staaten Europas und Amerikas sicherte Kaiser Prajadhipok seinem Lande eine Verfassung nach westlichem Vorbild zu; diese Zusicherung war als ein Schachzug gegen die Schaffung der „Volkspartei“ und gegen die durch sie verfolgten Forderungen des in Frankreich geschulten Marxisten Pradit Manudharm und des Obersten Phya Bahol gedacht. In die Heimat zurückgekehrt, ließ sich der Kaiser jedoch von seinen britischen und amerikanischen Ratgebern, besonders vom amerikanischen Berater des Außenministeriums, R. B. Stevens, überreden, „daß das Land sich in völliger Ordnung befindet und die Stunde für die Verfassungsgebung noch nicht gekommen ist“, und machte seine Zusage nicht wahr.

Das Volk erhob sich, verweigerte die Steuerzahlung, und Pradit und Oberst Phya Bahol vollzogen den unblutigen Staatsstreich vom 24. Juni 1932, der die „Volkspartei“ zur Macht brachte. Ein Fünzehnerausschuß der Partei regierte das Land, der Kaiser behielt das Recht, die Beschlüsse des Ausschusses gutzuheißen oder dagegen Einspruch zu erheben; ein Parlament von 70 Mitgliedern hatte aber die Macht, den kaiserlichen Einspruch seinerseits niederzustimmen. In der Folge traten Rückschläge für die Volkspartei ein; Pradit schwor seine linksradikale Gesinnung ab, und während Oberst Phya Bahol sich auf einer Inspektionsreise befand, löste der Kaiser das Parlament auf; doch benutzte der Oberst, der mittlerweile Oberkommandierender des Heeres geworden war, seinerseits eine Reise des Kaisers, um an

20. Juni 1933 durch einen neuerlichen Staatsstreich die Regierung wieder an sich zu reißen.

Der Kaiser mußte das Parlament neu einberufen und Phya Bahol zum Ministerpräsidenten ernennen; seine Rolle auf dem Thron Siams war ausgespielt; das Volk hielt ihn und hält ihn für ein Werkzeug der fremden Mächte, besonders Großbritanniens, und sein Schicksal vollzog sich analog dem Amanullahs in Afghanistan und vordem des Dalai Lama in Tibet. Im März 1935 entsagte er dem Thron; sein elfjähriger Neffe Ananda, dessen Mutter eine Bürgerliche ist, wurde Kaiser. Der Kampfruf der „Volksparteiler“ bei den entscheidenden Wirren und Umstürzen war nicht allein „Nieder mit Prajadhipok!“, sondern bezeichnenderweise auch „Nieder mit den Europäern!“ und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie ihren Erfolg beim Volk ebenso sehr der zweiten Lösung verdankten, wie der ersten.

Wirft man Prajadhipok vor, daß er sich zu sehr von den Interessen der westlichen Mächte und Amerikas leiten ließ, so sind Pradit und Phya Bahol ganz offen erklärte Freunde Japans; und darin liegt der tiefe Sinn all der Umwälzungen, daß nämlich die Periode westlicher Einflußnahme in Siam abgeschlossen und abgelöst wurde durch eine bewußt asiatische, projapanische Politik. Japanische Instrukteure sind an Stelle der englischen und französischen Lehrmeister und Ratgeber getreten, der Offiziersnachwuchs wird nicht mehr in Europa sondern in Tokio geschult, japanische Werke stellen Eisenbahnen und Kriegsschiffe für Siam her, und das Land soll unter japanischer Initiative zu einem Baumwollproduzenten erster Ordnung gemacht werden, der in sechs Jahren für 200 Millionen Yen Baumwolle hervorbringen und Japan vollkommen von Indien und den andern britischen Baumwoll-Ländern unabhängig machen soll.

In eine Fange genommen, deren obere Backe aus Japan, deren untere aus einem japanfreundlichen Siam besteht, wird Chinas Kurs auch nicht mehr lange schwankend bleiben können; jedenfalls wird die Entwicklung im südlichen Nachbarreich seine Entscheidung zugunsten Japans einigermaßen fördern helfen.

England hat im — mittlerweile übrigens widerrufenen — Plan, die Landenge von Kra unter japanischer Leitung zu durchstechen, eine gegen Singapur im besonderen und gegen das britische Weltreich im allgemeinen gerichtete Spitze erblickt. Nun, so war der — mittlerweile übrigens etwas entwertete — Durchstich des Suez-Kanals eine gegen die Kapkolonie gerichtete und diejenige des Panama-Kanals eine gegen die Häfen der südamerikanischen Ostküste gerichtete Spitze, wobei es sich erübrigt, die Willigkeit des ägyptischen oder des panamitischen „Anliegers“ gegen diejenige des Siamesen am Isthmus von Kra abzuwägen.

Japans Absichten in Siam und auch in der Südsee richten sich nicht gegen irgendwen im besonderen, ganz gewiß nicht gegen das ihm befreundete Deutschland; es macht nur mit durchaus friedlichen und legalen Mitteln seine Rechte auf dieselbe „offene Tür“ geltend, die es in den Jahren 1853 bis 1859 den sehr energisch anklopfenden Europäern und Amerikanern öffnete und die es seither in fast allen am Stillen Ozean liegenden Ländern verschlossen oder halbverschlossen fand.

Pung Fai Tao: Chiang Kai Schek

Seine Lebensaufgabe: Ein National-China

Zum erstenmal in der Geschichte Chinas überquert ein Regierungsleiter ein Gebiet von elf Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von rund vierhundertfünfundsiebzig Millionen Menschen in wenigen Tagen mit dem Flugzeug, um persönlich die Führung der verschiedenen Provinzialregierungen zu kontrollieren, die Lage der Wirtschaft zu studieren und das Leben seines Volkes zu erforschen, wie es Marschall Chiang Kaishek in den letzten Jahren mehr als einmal getan hat. Unbeirrbar erstrebt er, allen Widerständen zum Trotz, das chinesische Reich aus seinem zerütteten Zustand herauszuheben und zu einem gesunden Staatsorganismus umzuformen. Er sucht die Bevölkerung geistig und wirtschaftlich zu erneuern, um China das Recht und die Möglichkeit zu erringen, als unabhängige Nation unter den anderen Nationen zu leben: seine Lebensaufgabe.

Die Erreichung dieses seines Zieles wird dadurch besonders erschwert, daß in dem riesengroßen chinesischen Reich die Durchführung einer einheitlichen Organisation naturgemäß viel Zeit beansprucht. Dazu kommt, daß neben den inneren Schwierigkeiten die schweren außenpolitischen Reibungen die große Wiedergeburt des chinesischen Volkes aufzuhalten drohen. Als im Jahre 1925 Dr. Sun Yat-Sen, der Führer der chinesischen Revolution und Begründer der Republik, in Peiping seiner Krankheit erlag, befand sich China in großen, alles vernichtenden Bürgerkriegen. Diesen Kämpfen hat Chiang Kaishek schon vor Jahren ein Ende gemacht.

Gleich nach dem Tode Dr. Sun Yat-Sens führte Chiang Kaishek die Truppen der Kuo-Min Tang, deren Machtbereich sich ursprünglich nur auf Südhina erstreckte, nach dem Norden des Reiches. Er bezwang die sich dort bekämpfenden Generäle und beendete seinen Siegeszug im Jahre 1928 in Peiping. Die machthungrigen Generäle waren zu Boden geworfen — die Schrecken der Bürgerkriege gehörten der Vergangenheit an. — Endlich hatte China Ruhe! Über allen Provinzen des Reiches wehten die Fahnen des Reiches und der Kuo-Min Tang. Am 4. Oktober 1928 wurde das Grundgesetz der neugeeinten Republik verkündet. Nanking wurde zur Hauptstadt erklärt, die frühere Hauptstadt Peking in Peiping — „Nordfrieden“ — umbenannt; sie sollte mit ihrer alten Tradition nur noch als Stätte der Kultur Bedeutung haben. Nun war für China der Weg frei zum politischen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg.

Daß Chiang Kaishek diese Einigung Chinas in etwa zwei Jahren, von 1926 bis 1928, gelang, daß sie bis heute trotz der Störungsversuche von innen und außen standgehalten hat, hat vor allem einen Grund: seine Soldaten waren nicht nur besser organisiert, sie kämpften auch, im Gegensatz zu ihren Gegnern, zielbewußt für die Idee der Einigkeit und der Wiedergeburt ihres Vaterlandes. Schon damals erkannte der

Marschall die Notwendigkeit der Mitarbeit des ganzen Volkes. Er rief es z. B. im April 1927 mit folgenden Worten zum Kampf auf:

„Ihr Bauern und Arbeiter dürft Euch nicht von Irrlehren verleiten lassen! Ihr müßt Euch selbst organisieren, um die Durchführung der Revolution zu unterstützen. In Übereinstimmung mit dem Programm Dr. Sun Yat Sens für die Verbesserung der Wirtschaft könnt Ihr selber den Plan für Eure dauernde Wohlfahrt schmieden.

Ihr Kaufleute sollt daselbe tun mit all Eurer Kraft und all Euren Mitteln. Glaubt nicht etwa, daß die in schweren Verhältnissen lebenden Arbeiter Eurer Teilnahme nicht bedürften! Wenn keine menschenwürdigen Arbeitsbedingungen geschaffen werden, wie kann da der Friede für immer erhalten bleiben? Auf, helfst Ihnen mit starkem Willen ihr Leben zu verbessern.

Ihr, die Ihr Euch Gebildete nennt, gebt Euer Faulenzerleben auf! Sucht die Gedanken der Jugend auf die richtige Bahn zu führen und die Volkserziehung zu fördern! Setzt all Euer Fachwissen und Eure technischen Kenntnisse für die Aufbauarbeit ein.

Mit Eurem Geist und Eurer Energie wird die Revolution in China von großem Erfolg gekrönt werden.“

Große Hilfe kam Chiang Kaihek und der Nationalarmee von der chinesischen Jugend, vor allem von den Studenten. Sie klärte überall durch rege publizistische Tätigkeit, durch Reden, Filme, Flugschriften, Plakate usw. die Bevölkerung auf.

Der Name „Chiang Kaihek“ hat mit der Zeit in der Weltpolitik immer stärker an Klang gewonnen. Unter seiner Führung ist ein neues China entstanden. Chiang Kaihek und das neue China sind in der letzten Zeit zu einem untrennbaren Begriff geworden. Die Begeisterung für ihn zeigt sich etwa in folgendem Ergebnis: Eine Anzahl Volksschüler aus der Provinz Giang-Schuh hatte den Vorschlag gemacht, unter den Volksschülern Geld für einen goldenen Säbel für Chiang Kaihek zu sammeln, sie wollten damit ihren Wunsch zum Ausdruck bringen, er möge mit diesem Säbel das chinesische Volk siegreich gegen alle Eindringlinge führen. Die gesamten Volksschüler dieser Provinz haben diesem Vorschlag Folge geleistet, jeder von ihnen stiftete dafür von seinem Taschengeld einen Pfennig. Am 5. Mai dieses Jahres, dem Tag des Frühlingsfestes, ist die feierliche Überreichung in Nanking erfolgt.

Chiang Kaihek wurde im Jahre 1888 in der Provinz Tschekiang südlich von Schanghai geboren. Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater, so daß er seine Grunderziehung ausschließlich seiner Mutter verdankt. Diese Erziehung muß sehr streng gewesen sein. Er erzählte einmal vor den chinesischen Pfadfindern: „Obgleich ich aus einer verhältnismäßig wohlhabenden Familie stamme, wurde es mir doch nicht erlassen, meinen täglichen Anteil an der Hausarbeit, Waschen, Reinigen usw., unter Aufsicht meiner Mutter zu verrichten, sie war der Ansicht, daß die Arbeit die Grundlage aller Schulung bilden und zu einer Gewohnheit gemacht werden mußte, und zwar von Kindheit an und zu Hause, damit später einmal ein guter Bürger aus einem werden könnte.“

Im Jahre 1906, als er 18 Jahre alt war, ging er zusammen mit 40 Kameraden aus seiner Heimat nach Bau-Ding auf die dortige Militärakademie, damals die einzige in China. Nach Beendigung dieses Studiums ging er nach Japan und widmete sich

weiter der Militärwissenschaft. Während seines Aufenthaltes in Tokio hatte er Gelegenheit, mit Männern wie Dr. Sun Yat-Sen, Wang Tsching We, Hu Han Min und vielen anderen Revolutionären in Verbindung zu treten, die eifrig daran arbeiteten, die veraltete und ohnmächtige kaiserliche Dynastie zu stürzen und China zu einer Republik umzugestalten. Er trat in die „Tung Meng Hui“, Vereinigung der Revolutionsgenossen, ein, die heute unter dem Namen Kuo-Min Tang, die Volkspartei, China regiert. Als im Jahre 1911 die Revolution ausbrach, eilte Chiang Kaishek nach China zurück und schloß sich der revolutionären Armee an.

Im Jahre 1923 berief ihn Dr. Sun Yat-Sen zum Chef des Generalstabes. Von diesem Zeitpunkt an wurde er der engste Mitarbeiter und Vertraute Dr. Sun Yat-Sens. In seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes ging er im Jahre 1923 nach Moskau, um die militärischen Einrichtungen Rußlands zu studieren. Nach seiner Rückkehr wurde er Direktor der Suang-Pu-Militärakademie; von dort aus führte er eine gründliche Umorganisation des gesamten chinesischen Militärwesens durch. Für die Neuordnung des Militärwesens ist die Schulung in Lu-Schan, in der Provinz Djang-Hsi, von besonderer Wichtigkeit geworden. Zu dieser Schulung werden die höheren Offiziere aus allen Teilen des Reiches periodisch herangezogen, sie erhalten auf diese Weise neben militärischer auch weltanschauliche Schulung. Vor allem werden sie aber dazu erzogen, Verteidiger Chinas zu sein. Chiang Kaishek selbst hat die Leitung dieser Anstalt in Händen und versucht ständig mit jedem einzelnen in persönliche Verbindung zu treten. Sein bescheidenes Auftreten erfreut die jungen Offiziere ganz besonders.

Nachdem Chiang Kaishek im November 1934 zum Präsidenten des Exekutiv-Kommissariats ernannt worden war und damit die Verantwortung für die Zukunft Chinas auf seine Schultern genommen hatte, wurde er gleich durch die Ereignisse in Nordchina vor eine schwere Aufgabe gestellt. Durch einen geschickten politischen Schachzug gelang es ihm zwar, Nordchina aus einer schwierigen Situation im Augenblick herauszuführen, jedoch ist der gegenwärtige Zustand durchaus nicht für immer tragbar. Eine weitere schwere Aufgabe stellte ihm die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Zentralregierung und den südwestlichen Provinzen Kanton und Suang-Hsi in der letzten Zeit. Allgemein sprach man schon von einem Bürgerkrieg, der Chinas Aufbauarbeit in den letzten Jahren ganz hätte zerstören und es in ein Chaos hätte verwandeln können. Es ist aber jedem Chinesen klar, daß solch ein Krieg nur den Zuschauern Gelegenheit bieten kann, im Trüben zu fischen. Die allseitigen Bemühungen aber, dies drohende Ereignis zu verhindern, haben sich als erfolgreich erwiesen; es scheint tatsächlich, daß es Chiang Kaishek gelungen ist, die inneren Gegensätze zu beseitigen und die politischen Führer der südwestlichen Provinzen unter der Gewalt der Zentralregierung zu vereinen.

Im Laufe eines knappen Jahrzehnts hat Chiang Kaishek die Bürgerkriege beendet, die Kommunisten ausgerottet, den geistigen und materiellen Aufbau des chinesischen Reiches mit Erfolg geführt und damit die Versäumnisse von Jahrhunderten wieder gutgemacht.

Chu Chia Hwa:

Die „Neue Lebensbewegung“ in China

China befindet sich in einer gefährlichen Lage. Die wirtschaftliche Lage hat sich in den ländlichen Bezirken außerordentlich verschlechtert. Politische Unfähigkeit und soziale Unruhen haben die Lebenskraft der Nation untergraben und geschwächt und seit dem 18. September 1931 sind die drei Ostprovinzen Chinas gewaltsam aus dem Reichsverbande gelöst worden. Hinzu kommt in manchen Gegenden noch die kommunistische Pest, die sowohl Leben und Eigentum als auch unsere kulturellen und geistigen Überlieferungen zerstörte.

Aus dieser verzweifeltsten Lage entsprang die neue Lebensbewegung, die heute in ganz China als die lebenspendende Triebkraft angesehen wird, als die Offenbarung des Geistes einer neuen Zeit. Die Grundlage dieser Bewegung ist derselbe Geist des chinesischen Volkes, wie er so oft in seiner Geschichte offenbar wurde.

Die lange Geschichte Chinas weist eine Schar von glänzenden Leistungen und Triumphen auf allen Gebieten auf, die das Bestehen der chinesischen Nation und die Entwicklung der chinesischen Zivilisation gesichert haben. Unglücklicherweise ist seit der Sung-Dynastie der Glanz der chinesischen Kultur mehr und mehr verblasst, und der Chinese von heute hat das Vertrauen zu der historischen Mission seines Volkes verloren. Es ist richtig, daß mit der Einführung der westlichen Zivilisation viele Reformbewegungen begonnen haben, dieselben waren nur eine schwache Nachahmung westlicher Zivilisation, unter völliger Mißachtung der historischen Entwicklung Chinas entstanden.

Man weiß, daß jede zivilisierte Nation die Inspiration, die sie für die schöpferischen Anstrengungen, ihr Dasein fortzusetzen, nötig hat, in dem Geiste gefunden hat, der sich in ihrer Geschichte offenbart. Ohne diesen festen Untergrund werden sich wohl keine Reformen verwirklichen lassen, und sie werden nicht nur nutzlos sein, sondern auch den Geist des Volkes vergewaltigen.

Die unsterblichen Worte und Taten eines Führers einer Nation sind die Kristallisierungen seines wertvollen Lebensblutes und die große Erbschaft einer Nation. Chinas verstorbener Führer, Dr. Sun Yat-Sen, hat gezeigt, daß, wenn das chinesische Volk die Kraft der Nation erneuern wolle, es zuerst die alten moralischen Tugenden wiederbeleben müsse. Die drei alten historischen chinesischen Tugenden, die Weisheit, das Gute lieben und den Mut pflegen, sind zu neuem Leben erwacht, mit anderen Worten: Treue, kindliche Ehrfurcht, Güte, Liebe, Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit, Friede und Harmonie werden wieder geachtet. Diese Tugenden stellen die Essenz des Geistes des chinesischen Volkes dar, wie er sich in der ewigen Geschichte offenbart. Es war der Grundsatz Dr. Sun Yat-Sens, diesen Geist durch moralischen Einfluß zu bereichern, zu vertiefen und das Prinzip der Macht durch das Prinzip der Gerechtigkeit zu ersetzen. Wenn Marschall Chiang Kai-shek die Schicklichkeit, Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und das Schamgefühl als Grundlagen der neuen Lebensbewegung er-

wählte, so hat er die richtigen Arzneien gegen die gegenwärtigen Krankheiten verschrieben, denn für diejenigen, die China von seinen Leiden heilen wollen, ist die geistige Erbschaft der chinesischen Nation ein unbesiegbarer Machtquell.

Die neue Lebensbewegung ist auf dieser Grundlage aufgebaut. Alle, die in dieser Bewegung arbeiten, sollen im täglichen Verkehr mit anderen Personen Höflichkeit und Anstand beobachten, den Sinn für Gerechtigkeit und Schamgefühl besitzen und sich von betrügerischen Gewohnheiten fernhalten, mit anderen Worten, die Chinesen sollen moralisches Leben entwickeln, und, wenn sie ein hohes moralisches Niveau erreicht haben, dann werden sie auch imstande sein, ihren Einfluß auf die Familie, den Staat und die Welt auszuüben, indem sie eine Atmosphäre schaffen, die alle schaffenden Bestrebungen fruchtbar macht und die Renaissance des chinesischen Volks herbeiführt. Eine solche Atmosphäre wird so gewaltig sein, daß sie jeden Widerstand nutzlos macht. Das ist der Grund, warum China die Grundlage für die Erneuerung der Stärke der Nation in der historischen Überlieferung finden muß, und diese Grundlage bedeutet die Entwicklung des moralischen Lebens des einzelnen Menschen. In Verbindung hiermit soll jeder Chinese im Gedächtnis behalten, daß die westliche Zivilisation, wie sie heute besteht, nicht das Produkt einer industriellen Revolution ist, die ihr nur das äußere Ansehen verliehen hat, sondern daß es die Renaissance war, die der westlichen Zivilisation ihren Inhalt und ihr eigentliches Wesen gab.

Die neue Lebensbewegung soll ihren Anfang im täglichen Leben des Einzelmenschen nehmen und ihre Krönung in der harmonischen Entwicklung aller seiner Fähigkeiten finden, sie soll auch, anfangend im Leben des einzelnen, schließlich die ganze Nation durchdringen und das neue Leben soll unter kritischer Prüfung und unentwegter Übung zum Wohle des Volksganzen geführt werden. Chiang Kaishek sagt: „Wir sollen mit der Kleidung, Nahrung, Wohnung und Bewegung beginnen, um uns die Eigenschaften von Ordnung, Sauberkeit, Einfachheit und Offenheit anzueignen, ebenso, wie wir, wenn wir eine große Strecke zurücklegen wollen, da anfangen müssen, wo wir sind, so müssen wir, wenn wir unser Land zu retten versuchen, mit der Einzelperson beginnen, und, indem wir die Entwicklung aller unserer Gaben in Harmonie zu vollenden versuchen, mit unserem eigenen täglichen Leben beginnen.“

Jeder soll sehr niedrig anfangen, aber sehr hoch hinaus zielen. So zielt die neue Lebensbewegung darauf hin, das Leben der Nation durch geistigen Einfluß, größte Kraftanstrengung und Opferbereitschaft zu entwickeln.

China soll seine Überlieferung bereichern, seine eigenen Kraftquellen ausnutzen, es soll seine eigenen Systeme so gut als möglich benutzen, um damit neue zu schaffen. Es soll vorwärts dringen, damit es im Marsche der Zivilisation nicht hinterherhinke. Chinas Probleme können nur durch seine eigenen Anstrengungen gelöst werden, den zukünftigen Weg können nur die Chinesen allein bahnen.

Das Erziehungsproblem ist mit der Bewegung eng verbunden, und in Anbetracht dessen, daß der Verfasser selbst sich seit über zwanzig Jahren mit der Reform

des Erziehungswerks befaßt, können einige Worte auf Grund der langen Erfahrung darüber gesagt, von Wert sein.

Gegen Ende der Tjing-Dynastie war China Gegenstand der Unterdrückung durch fremde Mächte, und, obgleich es wiederholt Anstrengungen machte, wieder hochzukommen, gelang es nicht. Seit dem Boxerausstand im Jahre 1900 hat das chinesische Volk das Vertrauen in seine Zukunft gänzlich verloren.

Dargestalt war die Lage des Landes, als die nationale Regierung im Jahre 1925 in Nanking eingesetzt wurde. Daher war es die erste Aufgabe der Kuo-Min Tang, unter Befolgung des Befehles ihres Führers Dr. Sun Yat-Sen, darauf zu bestehen, daß eine Erziehungspolitik festgelegt würde, die den wahren Geist des chinesischen Volkes als Grundlage hat, mit dem Zweck, die Wiedergeburt der chinesischen Nation zu Wege zu bringen.

Auf der nationalen Erziehungskonferenz im Jahre 1928 brachte die Universität Chung Schan im Verein mit den Erziehungsdepartements der Provinz Kanton einen Vorschlag ein, wonach die nationale Erziehung auf den „Drei Volks-Prinzipien“ aufgebaut werden sollte. Mit der Annahme dieses Vorschlages hat die Erziehung in China die Wiedergeburt der chinesischen Nation zum Mittelpunkt gemacht. Die verschiedenen Plenarsitzungen der Exekutivkommissionen der Partei und auch die verschiedenen Parteikongresse und die nationale Volksversammlung haben ebenfalls die Wiedergeburt der Nation als Ziel der Erziehung angenommen, das gleichfalls in der Verfassung Chinas enthalten ist.

Seit dem 18. September 1931 hat China eine Reihe von Maßnahmen getroffen, um dieses Ziel zu verwirklichen. Zuerst erließ die Regierung strenge Befehle zur Reform der verschiedenen Universitäten, in dem mehrere Fakultäten und Abteilungen abgeschafft oder zusammengelegt, Disziplin eingeführt und der Unterricht verbessert, Nachdruck auf das Studium der Wissenschaften gelegt und die wissenschaftlichen Ausdrücke vereinheitlicht, und die Universitäten, die ungenügende Einrichtungen und kümmerliche Traditionen hatten, unter Kontrolle und Aufsicht gestellt wurden. Auf diese Art wurde die Reorganisation des gesamten Erziehungssystems eingeleitet.

Zu gleicher Zeit wurden Maßnahmen zur Einführung eines kurzfristigen Zwangsunterrichtes ausgearbeitet. Das System der Doppelsemester in der Schule wurde allgemein stark befürwortet, da dadurch die Kosten verringert und gleichzeitig damit die Teilnahme einer größeren Anzahl von Schülern gesichert wurde. Für Elementar- und Mittelschulen wurde ein Durchschnittslehrplan festgelegt.

Die Absicht Chiang Kaisheks ist es, bei der Durchführung der neuen Lebensbewegung mit der Umgestaltung des gesamten sozialen Aufbaus zu beginnen, mit dem Ziel, alle Arten von Reformen durchzuführen und die Erziehung des chinesischen Volkes mit aller Kraft und Gewalt, die die Gesamtheit der Gesellschaft besitzt, zu entwickeln.

Tang Leang Li:

Warum kann der Kommunismus in China keinen festen Fuß fassen?

Die Durchführung des nationalen Ausbauprogramms, das sich die Regierung der Republik China gestellt hat, hängt ganz und gar davon ab, daß zunächst einmal in diesem Lande Ruhe und Frieden herrscht. Zwei Faktoren schufen bisher Unruhe und Unfrieden: die Haltung Japans und die Tätigkeit großer und bewaffneter Gruppen in vielen Teilen des Landes, teils Kommunisten, teils gewöhnliche Banditen und teils aus beiden gemischte Banden.

Eigenart der kommunistischen Bewegung in China

Die kommunistische Gefahr in China ist von ganz besonderer Art. In China steht die Kommunistische Partei in offenem Aufruhr gegen die Nationalregierung und gegen die verfassungsmäßigen Provinzialbehörden. Sie unterhält ihr eigenes Heer, ihre eigene Regierung, eigene Verwaltung, die entsprechend ihren eigenen Grundsätzen organisiert ist, und hat eigene Gesetze erlassen, die ganz auf Sowjet-Rußland und seine Methoden zurückgehen. In den Gebieten, die sie ihrer Herrschaft unterworfen hat, versucht sie einen kleinen Teil ihrer kommunistischen Theorien in die Praxis umzusetzen. Infolge aller dieser Tatsachen, die überhaupt nur in einem Lande von den Größenverhältnissen Chinas denkbar sind, unterscheidet sich das kommunistische Problem Chinas grundsätzlich und praktisch von der kommunistischen Frage in allen anderen Teilen der Welt. Es ist eine ganz einzigartige Aufgabe, die von der chinesischen Nationalregierung gelöst werden muß.

Ihre Entwicklung erklärt sich auch aus den besonderen Verhältnissen der letzten zwanzig Jahre chinesischen Lebens. Die zunehmende Erkenntnis, daß das chinesische Volk in technischen Dingen den westlichen Völkern unterlegen ist, war die Veranlassung dazu, daß viele Chinesen die ehrwürdigen Traditionen ganz aufgegeben haben, auf denen das gesamte gesellschaftliche Leben Chinas beruhte. Eine Flut neuer Ideen ergoß sich über das Land. Gedanken von Emanzipation, Freiheit, Demokratie, oft mißverstanden und von den Massen unverdaut, entwickelten sich mit großer Schnelligkeit. Nach dem Weltkriege entwickelten die berühmten vierzehn Punkte des Präsidenten Wilson in China große Hoffnungen. Gleichzeitig verbreiteten Dr. Sun Yat-Sen und die Kuo-Min Tang im Volke das dreifache Programm nationaler Unabhängigkeit, demokratischer Regierung und wirtschaftlichen Neuaufbaus. Das Ergebnis war eine Begeisterung, ein heißer Wille zu Reformen, zu Neugestaltungen und sogar zu revolutionären Neubildungen, und die chinesischen Kommunisten erfaßten schnell diesen psychologischen Augenblick und benutzten ihn zur Verbreitung ihrer undurchführbaren Ideen.

Selegen kam ihnen dabei der Umstand, daß der Gang der politischen Ereignisse natürlich die Erwartungen der Massen nicht so schnell erfüllen konnte. Die Mandschu-Dynastie war gestürzt worden, weil sie ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen war. Ihre politischen Auffassungen und ihre Verwaltungstätigkeit konnten den neuen An-

forderungen nicht entsprechen. Unglücklicherweise aber versuchten es die meisten der Regierungen in Peking nach der Begründung der Republik mit genau denselben alten feudalen Methoden, die es der Habgier militärischer Provinzstatthalter möglich machten, jeder Überwachung aus dem Wege zu gehen. Dazu kam eine Reihe von Bürgerkriegen, die das Land in den letzten zehn Jahren vielfach verwüsteten. Das war der Grund, warum die Nationalregierung den „Drei Grundsätzen“ Dr. Sun Yat-Sens nicht den notwendigen Raum zur freien Bewährung verschaffen konnte. In solchen Verhältnissen fanden die Kommunisten eine ganz unerwartete Gelegenheit, sowohl für ihre Propaganda wie für ihre praktische Tätigkeit, und sie nutzten sie mit Unterstützung durch Rat und Tat seitens der Dritten Internationale aus.

Chinesische Abneigung gegen den Kommunismus

Zum Glück haben aber die Chinesen rasch entdeckt, daß das „Tausendjährige Reich der Kommunisten“ in der Wirklichkeit nur ein Trugbild ist. Wenn die Sowjet-Regierungen in manchen Gegenden Chinas Maßnahmen trafen, die an sich von der Bevölkerung begrüßt wurden, so stellte sich nur zu bald heraus, daß die wenigen Vorteile kein Ausgleich waren für den allgemeinen Ruin, der durch die dauernde Kriegsführung der chinesischen Sowjets und durch die Einrichtung der Sowjet-Verwaltungen verursacht wurden.

Dem Volkskongress vom 5. Mai 1931 legte die Regierung einen Bericht vor, der folgende Schätzungen der Schäden enthielt, die der Bevölkerung der Provinz Kiangsi durch die Kommunistenherrschaft zugefügt worden sind:

Verlust an Menschenleben	186 000
Entkommene Flüchtlinge	2 100 000
Verbrannte Häuser	100 000
Wert des vernichteten oder beschlagnahmten Eigentums Mex. Doll.	630 000 000

Für die Provinz Honan lauten die Zahlen:

Verlust an Menschenleben	72 000
Verbrannte Häuser	120 000
Wert des vernichteten oder beschlagnahmten Eigentums Mex. Doll.	300 000 000

Nach Mitteilungen der Provinzialregierung von Kiangsi hatten sich allein in den nicht von den Sowjets eroberten Teilen dieser Provinz „500 000“ Kriegsflüchtlinge aus dem Sowjet-Gebiet angesammelt. Man kann sich den Eindruck unschwer vorstellen, den eine solche Völkerwanderung auf die übrige Bevölkerung der Provinz machte, um so mehr, da die Kommunisten von gewöhnlichen Banditen sich kaum unterscheiden.

Die kommunistische Mystik

Aber es gibt auch noch andere und tiefere Gründe für die Abneigung der Chinesen gegen den Kommunismus. Zunächst hatte der Kommunismus einen gewissen mytischen Glorienschein. Er ist ein Glaube, und für manche seiner Anhänger ist er

Sogar eine Religion. Aber der Chineser, in der positivistischen und pragmatischen Philosophie des Konfuzius aufgewachsen, ist in keiner Weise mystisch veranlagt. Das Menschliche siegt bei ihm letzten Endes über das Spekulative. Der Mystizismus ist eine angeborene geistige Veranlagung. Er kann in einer ungeeigneten Umgebung nicht willkürlich hervorgerufen werden. Selbst wenn der Chineser sich einmal von der Leidenschaft mitreißen läßt, bleibt sein gesunder Menschenverstand immer stark genug, und er kommt nach einer kurzen Zeit der Verwirrung wieder zu sich und lebt dann weiter nach seinen traditionellen Begriffen.

Der Kommunismus ist bestrebt, die Familie durch Lockerung der Ehe zu zerstören, und er will dem Staate die Sorge für die Kinder und ihre Erziehung anvertrauen, sowie das Privateigentum abschaffen. Wichtige soziale Kennzeichen des Chinesen sind aber Tradition und Verehrung der Vorfahren. Für den Chinesen ist die Grundlage des ganzen sozialen Aufbaus die Familie. Sogar in den ganz modernen Städten, wie Schanghai, sind viele große chinesische Unternehmungen, Banken usw. in den Händen einer Familie oder einer Gruppe von Familien. Geschäftsbeteiligung auf rein kaufmännischer Grundlage und finanzielle Teilhaberschaft von Leuten, die nicht durch Verwandtschaft miteinander verbunden sind, kamen als neue Ideen kürzlich aus dem Westen nach China. Das Ideal des durchschnittlichen Chinesen ist es, für die Wohlfahrt seiner Familie und seiner Nachkommenschaft zu arbeiten.

Industriearbeiter sind in der Minderheit

Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ist China noch weit zurück: es lebt noch heute im Stadium der reinen Landwirtschaft und der Heimindustrie. Großzügige Fabrikarbeit und Maschinenproduktion haben eben erst Wurzel gefaßt. Das industrielle Proletariat, die Grundlage der kommunistischen Verbände, stellt nur den kleinsten Teil der Bevölkerung dar. Der streng geschlossene Aufbau der Handwerker ist ein Bollwerk, das dem Kommunismus nahezu unmöglich macht, in den industriellen Familienbetrieb einzudringen. Überdies ist der Grundbesitz sehr gut verteilt. Die Mehrheit der Bauern besitzt entweder persönliches Land, das sie bearbeiten, oder hat durch die Familie daran teil. Wie die Bauern in der ganzen Welt, haben sie einen einfachen und klaren Begriff vom Privateigentum, Liebe zu dem Stückchen Land, auf dem ihre Vorfahren gelebt haben wie sie selbst, und die feste Überzeugung, daß man sie dessen nicht berauben dürfe.

Der schließliche Erfolg des Feldzuges gegen die Kommunisten hängt vielleicht weniger von militärischen Maßnahmen gegen die Rote Armee ab, als von der Wiederinstandsetzung der zurückeroberten Sowjet-Gebiete und von der wirtschaftlichen Hilfe, die den vom Kommunismus verwüsteten Gebieten gewährt werden kann. Die Regierung hat ein ganzes Programm von öffentlichen Arbeiten, besonders im Hinblick auf die Einrichtung von Verkehrsmitteln, aufgestellt und erfolgreich durchgeführt. Dadurch soll der verarmten Bevölkerung Arbeit verschafft werden, die Produktivität des Landes gesteigert, Friede und Ordnung sollen wieder hergestellt und die notwendigen Verwaltungsreformen erleichtert werden.

Hermann Lufft:

Zum ostasiatischen Bevölkerungsproblem

Japan, das Hauptland, also ohne Chosen (Korea) und Taiwan (Formosa), hat 1935 die größte absolute Bevölkerungszunahme aufzuweisen, die es bisher erreicht hat, nämlich beträchtlich über eine Million auf eine Bevölkerung von 68,5 Millionen.

Über die rein mechanische Dynamik, die in solcher Bevölkerungszunahme liegt, wollen wir hier nicht eingehender sprechen. Es genüge zu sagen: für diesen Menschenzuwachs muß zusätzliche Nahrung, Kleidung, Wohnung samt all den tausend Bedürfnissen des täglichen Lebens beschafft werden. Ist die Bevölkerungszunahme die Folge eines geringeren Absterbens der Bevölkerung in den arbeitskräftigeren Altersstufen, so wird die für die zusätzliche Güterversorgung zusätzlich zu leistende nationale Arbeit in der Hauptsache von den zusätzlichen Arbeitskräften selbst geleistet werden können („in der Hauptsache“ soll bedeuten, daß wir hier ganz schematisch reden; die Verhältnisse in der Wirklichkeit gestalten sich sehr verwickelt). Fällt aber die Bevölkerungszunahme großenteils auf die nichtproduktiven Altersklassen, also auf die Kinder (Erhöhung der Geburtenzahl, Verminderung der Säuglingssterblichkeit) oder auf die durch Alter und Invalidität erwerbsbehinderten Altersklassen, so hat die vorhandene erwerbstätige Bevölkerung entsprechend mehr Güter zu erzeugen, entweder durch stärkeren Arbeitseinsatz oder durch Verbesserung der Arbeitsmethoden; oder aber die allgemeine Lebenshaltung wird sinken, die Nahrungsdecke auf den Kopf der Bevölkerung wird knapper werden.

Japan:

Die Bevölkerungszunahme ist aber nicht nur auf die vorhandene Bevölkerung zu beziehen, sondern auch auf das zur Verfügung stehende Land. Japan bietet in dieser Beziehung besonders schwierige Verhältnisse. Das Hauptland Japan mit 382 000 Quadratkilometer weist heute durchschnittlich eine Bevölkerung von 182 je Quadratkilometer auf. Aber diese Zahl ist irreführend. Weniger als ein Viertel des Landes (80 000 Quadratkilometer) ist landwirtschaftlich benützt; nur etwa 15 v. H. des Bodens (58 000 Quadratkilometer) stehen unter Ackerwirtschaft, dann allerdings vorwiegend unter dem höchst intensiv betriebenen Reisbau. Eine wesentliche Erweiterung der landwirtschaftlichen Fläche kommt nicht in Frage, da der größte Teil des Landes wild zerklüftetes vulkanisches Gebirgsland ist, das nur der Forstwirtschaft dient. In bezug auf die landwirtschaftliche Fläche beträgt also die Bevölkerungsdichte Japans 875 Menschen je Quadratkilometer, während die entsprechende Zahl für Deutschland etwa 262 Menschen ist. Bezieht man aber die Bevölkerung nur auf die Fläche des Ackerlandes (denn Wiesen und Weiden sind von geringerer Ertragsfähigkeit je Flächeneinheit für die menschliche Ernährung; zudem fällt in Japan die Versorgung mit tierischen Produkten überwiegend der Seefischerei zu), so ergibt sich eine Bevölkerungsdichte je Quadratkilometer Ackerland in Japan von 1208, in Deutschland von 366. Wenn auch weder die Ertragsfähigkeit des Reisanbaus mit der des Weizen- und Roggenanbaus gleichgestellt werden kann, noch auch das Klima Japans mit dem Deutschlands, so ist doch jedenfalls klar, daß Japan wie kein anderes großes und

modernes Land der Erde wirklich übervölkert ist, obgleich durch verbesserte künstliche Düngung, sorgfältigere Saatauswahl, erhöhten Kapitalaufwand für Maschinen, Werkzeuge, Lagerhäuser Japans Ernteerträge noch gesteigert werden können.

Diese Bemerkungen sollen aber nur als Einleitung dienen zu der Frage, die uns hier beschäftigen soll: welches ist die grundsätzliche Einstellung des Japaners, dann auch des Chinesen zu solchem Bevölkerungswachstum? Welches sind die zu erwartenden Wirkungen und Gegenwirkungen?

Wir haben Grund anzunehmen, daß für Mittel- und Westeuropa die durchschnittliche Lebenserwartung für die Lebendgeborenen bei der Geburt Ende des 17. Jahrhunderts etwa auf 20 Jahren stand und dann im 18. Jahrhundert allmählich auf 25 stieg; im Jahrzehnt 1870—80 hatte die Lebenserwartung für Deutschland 37 Jahre erreicht, im Jahrzehnt 1901—10 $46\frac{1}{2}$ Jahre und nach der neuesten Sterbetafel beträgt sie gegenwärtig etwa $60\frac{1}{2}$ Jahre. Das bedeutet aber, daß auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Drittel der Geburten jährlich notwendig ist als Ende des 17. Jahrhunderts, um die Bevölkerung auf gleichbleibender Höhe zu erhalten. Der West- und Mitteleuropäer hat aus seiner wesentlich rationalistischen und individualistischen Anschauung heraus diese Folgerung auch tatsächlich gezogen, und er hat die Geburtenzahl entsprechend absichtlich eingeschränkt. Die Grundüberlegung, die eben schlechthin individualistisch und rationalistisch ist, lautet etwa so: erstens: der nationale Lebensraum ist gegeben; innerhalb dieses Lebensraums kann nur eine beschränkte Anzahl von Menschen leben; wenn auch diese Zahl mit Verbesserung der Technik und mit wachsendem Arbeitseinsatz (nach Menge und vor allem nach Güte und Zielbewußtheit) erhöht werden kann, so sind dieser Erhöhung Schranken gesetzt, und diese Schranken wachsen rascher und rascher, nachdem einmal eine gewisse Siedlungsdichte erreicht ist. Wenn also die durchschnittliche Lebensdauer des einzelnen sich erhöht, so wird man froh sein dürfen, wenn man die nationale Gütererzeugung so steigern kann, daß die gegenwärtige Geburtenzahl nicht nur nicht vermindert, sondern mäßig erhöht werden kann, nachdem aus der gleichen Geburtenzahl eine viel stärkere lebende Bevölkerung hervorgeht als früher. Wenn, zweitens, der Wert der einzelnen Menschenseele unbegrenzt groß ist, so ist auch der Wert des einzelnen Menschenlebens als unbegrenzt groß anzusehen und also auch der Anspruch dieses Lebens auf Erhaltung. Vom einzelnen lebenden Menschen aus gesehen, scheint sich daraus der Schluß zu ergeben, daß sein Lebensrecht höher ist als das des ungeborenen Kindes.

China:

Der Ostasiate denkt ganz anders. Um diesen Unterschied klar zu machen, geht man am besten vom chinesischen Denken aus.

In China wird bekanntlich gegenwärtig die Eheschließung von Staats wegen sehr gefördert: suggestive Massenwirkungen mit Aufgebot großen staatlichen oder eigentlich religiösen Pomps werden eingesetzt, um die Eheschließung gerade in jüngeren Jahren zu fördern. Dabei hat der Chineser wenig Verständnis für Kameradschafts- oder Freundschaftsehen: die Ehe ist nur ein Ausdruck der Familiengebundenheit, über die sich die Geschlechterreihe fortsetzt, und über die sich der einzelne in der Geschlechterabfolge eingliedert. Der Sinn der Ehe ist aber das Kind, nicht im Sinne des indivi-

dualistischen Zweckdenkens, sondern elementarer Wirklichkeit und Gebundenheit. Dieser Förderung der Eheschließung und damit der Fruchtbarkeit der Bevölkerung durch den Staat ist aber die Tatsache gegenüberzustellen, daß das chinesische Volk mit seinen 450 Millionen Köpfen an sich schon eine ungeheure Fruchtbarkeit besitzt. Cholera, Pest und andere Epidemien, Überschwemmungen und Hungersnöte, Bürgerkriege und organisiertes Verbrechen kosten im Durchschnitt jährlich viele Millionen Menschen, und sie sind mehr oder weniger offiziell anerkannt als notwendig, um die an sich schon in den fruchtbaren Talandschaften überaus dichten bäuerlichen und städtischen Siedlungen, die nur bei größter Bedürfnislosigkeit und härtester Arbeit dem kleinen Bauern und dem städtischen Kuli eine hinreichende Lebensgrundlage sichern, vor dauernder Übervölkerung und damit vor dauernder Hungersnot zu retten.

Was soll also, so fragt sich der Mittel- und Westeuropäer, in einem solchen Volk eine Regierungspolitik, welche die Kindererzeugung noch besonders fördert? Wenn wir mit unserem europäischen Nationalismus eine Antwort auf diese Frage suchen, so werden wir wahrscheinlich sagen: In solcher ungeheuren Fruchtbarkeit seiner Bevölkerung, verbunden mit großem Fleiß, viel Intelligenz und beispielloser Genügsamkeit, liegt das Geheimnis der Unsterblichkeit des chinesischen Volks, einerlei selbst, was dem chinesischen Staat geschehen mag. Mit diesen Eigenschaften überquellender Fruchtbarkeit, eines harten und zähen Fleißes und unvorstellbarer Bedürfnislosigkeit hat das chinesische Volk zuerst die siegreichen tatarischen Horden des Tschingis-Chans aufgesogen und später das Herrenvolk der Mandschus: es ist so gut wie restlos verschwunden, nachdem der Vertrag, in welchem das chinesische Volk sich den Mandschus unterwarf, die Bestimmung enthielt: daß die Mandschus den chinesischen Staat restlos beherrschen, aber sich von allen bürgerlichen Betätigungen fernzuhalten hatten. Der europäische Nationalist würde also seine Theorie etwa so formulieren: China will sich in all seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten die unerschöpfliche Reserve natürlicher Fruchtbarkeit sichern, der gegenüber jeder Gegner erlahmen muß; denn in der Politik ermüdet nichts so sehr als das Waten im Blut: ob aber das chinesische Volk jährlich zehn oder zwanzig oder selbst dreißig überschüssige Millionen durch politische Vorgänge verliert oder durch Epidemien oder durch Überschwemmungen und Hungersnöte sei ihm schließlich gleichgültig. Oder der europäische Nationalismus wird vielleicht die Theorie erfinden, daß die chinesischen Staatsmänner ein sehr jugendliches Volk, also ein Volk mit geringem Durchschnittsalter, und ein Volk, in welchem jeder einzelne sich daran gewöhnt habe, dem Tod mit großem Fatalismus gegenüberzustehen, erstrebten, wogegen die europäischen Völker mit ihrem Nationalismus und ihrem Individualismus einer immer bedenklicheren Überalterung in physischer, seelischer, geistiger und vor allem auch moralischer Beziehung gegenüberstünden.

Wir glauben, daß solche Theorien so wenig den Kern der chinesischen Haltung, ihrer Geistigkeit und ihrer Sittlichkeit treffen, daß man sie noch nicht einmal als unrichtig bezeichnen kann. Alle diese Erwägungen mögen nicht nur vorhanden sein, sondern sie sind zweifellos auch vorhanden; sie sind nur nicht ausschlaggebend; sie sind vielleicht das Eigentum weniger hochgebildeter Chinesen, die sich über die guten und schlechten Seiten des Handelns ihres Volkes Rechenschaft geben wollen. Was aber

hinter dieser chinesischen Einstellung in der Frage der Fruchtbarkeit steht, ist unendlich viel ursprünglicher und also auch einfacher und liegt noch weit diesseits jeder Theorie, jeder von der Vernunft her bestimmten Handlungsweise, die die breiteren Schichten des chinesischen Volkes kaum berühren würde. Für den Chinesen ist der natürliche Lebensprozeß von der Geburt bis zum Grab, von der Geschlechtsreife zur Ehe und zur Kindererzeugung, also der Lebensprozeß selbst in seinem typischen Ablauf in solchem Maße eben schlechthin gegeben, wie für uns der einzelne in seinem Eigenwert. Weder Geburt noch Tod des einzelnen sind in diesem Lebensprozeß von irgendwie hervorragender Wichtigkeit: man wird geboren und man stirbt; man stirbt und man wird wieder geboren; der Tod ist nicht einmal besonders schmerzhaft. Also die ungeheure Fruchtbarkeit des chinesischen Volks ist im chinesischen Lebensbewußtsein, in der chinesischen Weltanschauung fest verwurzelt. Bevor sich das ändern könnte, müßte der Chineser seine Weltanschauung und damit seine Kultur aufgeben.

Die japanische Anschauungswelt

erscheint der chinesischen wurzelhaft verwandt, wenn man sie mit europäischen Augen ansieht; aber sie ist eine Welt für sich, und zwar gerade in ihren politischen Auswirkungen.

Den Unterschied zum chinesischen Denken fassen wir etwa in folgender Feststellung: obgleich die chinesische Fruchtbarkeit an Masse noch viel überwältigender — mit europäischen Augen gesehen: fruchtbarer — ist als die japanische, denkt der Chineser gegenwärtig nicht daran, anderen Leuten ihren Lebensraum wegzunehmen; selbst die verhältnismäßig dünn besiedelten Gegenden im abgelegenen Hinterland werden nicht in planmäßiger Kolonisation erschlossen. Das japanische Volk dagegen ist nicht nur sehr fruchtbar, sondern es bejaht seine Bevölkerungsvermehrung im Sinne politischer und völkischer Machtsteigerung. Japan hat im Verhältnis zu China eine sehr hoch entwickelte moderne Hygiene, auch wenn im Vergleich mit Europa die Sterblichkeitsziffer ziemlich hoch liegt. In Japan sind große Epidemien so selten wie in Europa, und sie werden auch längst nicht mehr als regelmäßige und als notwendig zum Lebenssystem des Volkes gehörende Erscheinungen betrachtet. Während also die chinesische Bevölkerung trotz ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit im ganzen gegenwärtig gleich groß bleibt, nimmt die Bevölkerung Japans sehr stark zu. Die Geburtenzahlen Japans steigen auch weiterhin rasch an, während gleichzeitig die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse sich bessern. Sein gewaltiger politischer Aufschwung wird getragen von diesem Bewußtsein, das heute Besitztum des japanischen Volkes geworden ist.

Gemeinsam ist also Japan und China das mangelnde Verständnis für den unendlichen Eigenwert jedes einzelnen Menschen, und gemeinsam ist beiden das Gefühl enger Erdverbundenheit, die Auffassung vom Lebensprozeß selbst als dem unmittelbaren Gegebenen.

Was Japan von China aber trennt, das ist bei Japan die völlige Unterordnung des einzelnen unter den Staat und die sittliche Erfülltheit des einzelnen vom Staat her. Der Chineser ist als Fatalist ein sehr guter Soldat: genügsam, tapfer, zähe, und selbst in den schlimmsten Lagen noch immer möglichst guter Dinge. Der Japaner dagegen ist von seiner Staatsidee her ein Krieger, ein Eroberer.

Von einer japanischen Gefahr zu reden, liegt uns ganz fern. Bereits der Begriff ist europäisch gedacht.

Die Lage würde sich ändern, wenn China unter europäischem oder unter japanischem Einfluß zur Verringerung seiner außerordentlich hohen Sterblichkeit durch Bekämpfung der üblichen Epidemien und der Überschwemmungen, der Bürgerkriege und des Räuberunwesens übergehen würde, und wenn es dann auch ablehnen würde, die infolge der Bevölkerungszunahme auftretenden Hungersnöte als einfach schicksalhaft, als Strafe für die Störung des Gleichgewichts der natürlichen Lebenskräfte hinzunehmen. Eine solche Änderung der Einstellung — also nicht von der Fruchtbarkeit des eigenen Volkes und auch nicht von der grundsätzlichen Auffassung des Lebensprozesses und vom chinesischen Irrationalismus und Unindividualismus her, sondern rein von den äußeren mechanischen Lebensverhältnissen, von der Technik der Seuchenbekämpfung, von der Technik der Flutbekämpfung, von der Herstellung der inneren Ordnung her —, liegt im Bereich der Möglichkeit; denn die Mittel sind im Grunde vorhanden; man braucht sie nur anzuwenden. Dann aber würde von dieser mechanischen Seite her dem chinesischen Volk und seinem Staat oder seinen Staaten eine Antriebskraft zur räumlichen Erweiterung aufgezwungen, die sehr weit über die mechanischen Antriebskräfte hinausgehen, die heute von der japanischen Bevölkerungszunahme in die Weltpolitik ausstrahlen.

Hans Schippel:

Die Entwicklung der chinesischen Wirtschaft

Während Europa und Amerika im Laufe des vorigen Jahrhunderts Schauplatz einer stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung waren, bot das riesige chinesische Reich beim ersten Kontakt mit den westlichen Mächten auch in wirtschaftlicher Hinsicht das Bild einer wohlfundierten ausgeglichenen Ordnung der gewerblichen Tätigkeit, das in einigen Zügen Ähnlichkeit mit der Junstordnung des Mittelalters hatte. Hier wie dort war das Ziel der Ordnung Sicherung des Lebensraumes. Lehrlinge, Arbeiter und Arbeitgeber waren in Gilden zusammengeschlossen, die die Lebensbedingungen ihrer Angehörigen bis ins einzelne regelten und Preise und sogar Qualität der Waren festlegten. Es entsprach der chinesischen Auffassung vom passiven Wesen der inneren Staatsverfassung, daß den Gilden auch wichtige Funktionen der Rechtspflege, natürlich innerhalb der Sphäre ihrer Mitglieder, übertragen waren, so daß dieselben durch diese teilweise Rechtshoheit eine außerordentliche Macht hatten, die sie im Sinne einer traditionsgebundenen Pflege der bestehenden Ordnung ausübten und in der für Ideen neuerungsfüchtiger Einzelgänger natürlich kein Raum war.

Diese altbewährte staatliche Ordnung der gewerblichen Tätigkeit trat nun in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Kontakt mit der in vollem Aufschwung befindlichen Industriewirtschaft der westlichen Mächte, die Produkt einer wesentlich anderen Geisteshaltung war und unter ganz anderen Voraussetzungen die

Welt mit Waren, aber auch mit den unvermeidlichen weniger wertvollen Folgen einer wirtschaftlichen Revolution überschüttete.

Die Gründe für die langsame Entwicklung großgewerblicher, industrieller Tätigkeit lagen eindeutig auf geistigem Gebiet. In der familienverbundenen, dadurch aber auch „gebundenen“ soziologischen Ordnung Chinas waren wirtschaftsunternehmerische Persönlichkeiten schon an und für sich selten. Wo aber die offenbaren Gewinnmöglichkeiten industrieller Tätigkeit, natürlich zuerst in den sogenannten Vertragshäfen Chinas, Kapitalisten zur Errichtung einer Unternehmung verlockten, da wurde oft, wie es der Tradition entsprach, die ganze Verwandtschaft ohne Rücksicht auf ihre Fachkenntnis oder Geeignetheit im Betrieb mit Stellen versorgt und das Unternehmen dadurch nur allzu häufig gegenüber den Importwaren konkurrenzunfähig und ruiniert.

Ein weiterer Hemmschuh der Industrialisierung war die Einstellung der Gilden. Sie erkannten natürlich, daß ihnen mit dieser Umwälzung der gewerblichen Verfassung Gefahren drohten und boykottierten überall da, wo es einigermaßen erfolgversprechend war, neue Industrieunternehmungen, die entweder keine Arbeiter fanden oder Schwierigkeiten beim Absatz bekamen. Seit dem Frieden von Shimonoseki 1891 wurde es auch Ausländern erlaubt, industrielle Betriebe in China einzurichten. Aber gerade auch sie litten sehr unter der Feindschaft der Gilden, die in diesem Fall sich noch mit der Fremdenfeindschaft volkstümlich machen konnten.

Schließlich und endlich begegnete besonders dort, wo diese aufgezeigten Widerstände erfolgreich bekämpft und überwunden werden konnten, bei industriellen Großunternehmungen die Kapitalbeschaffung fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Die Form der gemeinsamen Unternehmung ist dem Chinesen nicht unbekannt. Er verlangt aber mindestens ständige Einsicht in das Geschäft, wenn nicht tätige Mitarbeit oder sogar Versorgung von Familienangehörigen. Die von der europäischen Wirtschaft zu einem feinen Instrument ausgebaute anonyme Kapitalgesellschaft mit der auf Vertragsrecht und Vertrauen aufgebauten Organisation war ihm fremd, der Gedanke eines Unternehmers, der lediglich für einen wechselnden Kreis von Aktionären und nur für diesen arbeitet, war ihm unbekannt.

Angeichts dieser auf geistigem Gebiet liegenden Hemmungen ist es also begreiflich, daß die Errichtung industrieller Betriebe in China nur langsam vorwärts kam. Andererseits wurde es führenden chinesischen Persönlichkeiten mehr und mehr klar, daß die Entwicklung der gewerblichen Produktion nicht nur vom Gesichtspunkt einer besseren Güterversorgung aus wünschenswert ist, sondern daß die Entwicklung nationaler Industrien geradezu Voraussetzung für die Erhaltung der nationalen Freiheit ist. Unter dieser Erkenntnis wandelte sich auch die grundsätzliche Einstellung der Staatsführung zur Wirtschaft. Während, wie wir oben gesehen haben, in der Organisation der Gilden der Staat sogar gewisse Befugnisse an diese abtrat und sich jeden Eingriffs in die Wirtschaft enthielt, gewannen nun in führenden Kreisen mehr und mehr die Überlegungen Oberhand, wie die im nationalen Interesse notwendige Industrialisierung staatlicherseits zu fördern sei.

Diese Erkenntnis brach sich in weiteren Kreisen Bahn als der Weltkrieg zu einer empfindlichen Warenknappheit führte und der asiatische Markt vom Welthandel einigermaßen vernachlässigt wurde. Die mangelnde Konkurrenz führte in der

Tat zur Errichtung einer ganzen Reihe von industriellen Unternehmungen in China. Nach Beendigung des Weltkrieges und der Wiederkehr normaler Handelsverhältnisse war ihre Stellung so gefestigt, daß sie mit den ausländischen importierten Erzeugnissen in erfolgreichen Wettbewerb treten konnten.

Seit der chinesischen Revolution und besonders unter dem Einfluß Dr. Sun Yat-Sens und seiner heutigen Mitarbeiter und Nachfolger gewann der Gedanke der Förderung einheimischer Industrien auch im Volke immer mehr Anhänger.

Für das Tempo der industriellen Entwicklung in den letzten fünfzehn Jahren gibt, da die Textilstapelindustrie besonders instruktiv ist, die Entwicklung der Zahl der Spindeln in China ein lehrreiches Bild:

Jahr	Chinesische Unternehmungen	Japanische Unternehmungen	Insgesamt
1919	889	333	1468
1925	2049	1332	3570
1932	2910	2096	5189

Eine ähnliche Entwicklung ist in der Kohlenindustrie zu verzeichnen. Hier zeitigte allerdings ein Wettlauf ausländischer Konzessionäre um die Abbaurechte Mißstände, die nicht ohne Rückschläge für die Industrie selbst blieben. 1935 betrug das im Kohlenbergbau investierte Kapital mehr als 320 Millionen Chin. Dollar, wovon 114 Millionen in chinesischen Händen sind; es wurden 25,7 Millionen Tonnen Kohlen gefördert. Dieser Teil der Schwerindustrie erscheint aber noch sehr entwicklungsfähig, denn bis jetzt wird nur ein sehr geringer Teil der bekannten Kohlenlager, die auf 200 000 Millionen Tonnen geschätzt werden, ausgebeutet.

Die Eisenerzlager schätzt man auf 950 Millionen Tonnen, werden aber zur Zeit nur zu einem sehr geringen Teil in China selbst verwertet, der weitaus größte Teil wird nach Japan exportiert und dort verarbeitet. Die Entwicklung der Schwerindustrie, besonders im Hinblick auf die nationale Wehrkraft, ist also noch sehr ausbaufähig.

In den letzten Jahren wurden besonders in der Umgebung der Städte Schanghai, Nanking und Kanton zahlreiche Getreide- und Ölmühlen, Zigarettenfabriken, Seifenfabriken, Zementfabriken und eine Reihe Unternehmungen für Stapelartikel errichtet.

Angesichts der fehlenden Gesamtstatistiken gibt die Aufstellung der in Schanghai vorhandenen Industriewerke ein gutes Bild über das Ausmaß der im wesentlichen in den letzten Jahren einsetzenden Industrialisierung des Landes.

Fabrikbetriebe in Schanghai 1932	Zahl der Betriebe	Kapital	Arbeiter
Baumwollspinnereien	28	51,3 Mill. \$	65 000
Baumwollwebereien	124	3,5 „ \$	10 000
Seidenwebereien	472		48 000
Zigaretten	60	17,3 „ \$	16 000
Maschinen	217	3,1 „ \$	7 000
Getreidemühlen	14	7,4 „ \$	2 300
Druckereien	75	12,6 „ \$	
Färbereien	84	7 „ \$	9 800

Fabrikbetriebe in Schanghai 1932	Zahl der Betriebe	Kapital	Arbeiter
Möbelfabriken	24		12 000
Elektrische Bedarfsartikel	48	2,1 Mill. \$	2 200
Seifen und Kerzen	30	0,9 „ \$	644

Insgesamt wurden für 1932 rund 2700 Fabrikbetriebe gezählt.

Es hängt mit der historischen Entwicklung zusammen, daß die Förderung der Industrien in weitgehendem Maße noch Angelegenheit der einzelnen Provinzen ist und daß diejenigen Provinzen, die selbst schon einen gewissen Grad der Industrialisierung erreicht haben, ihrerseits wieder große Mittel zum weiteren Ausbau zur Verfügung stellen können.

Die Zentralregierung in Nanking ist zwar in ihren Mitteln beschränkt, solange die Heeresausgaben im Zusammenhang mit der Bekämpfung des Kommunismus einen so beträchtlichen Anteil des Staatshaushaltes beanspruchen. Trotzdem werden von ihr die notwendigen Voraussetzungen für die Industrialisierung des Landes im Rahmen des Möglichen tatkräftig durchgeführt.

Vor allem gehört hierzu die Schaffung von Verkehrsverbindungen, also der Bau von Eisenbahnlinien und die Konstruktion von Überlandstraßen. Hierdurch wird der Warenaustausch mit verkehrstechnisch rückständigen Gebieten gefördert bzw. oft erst ermöglicht und neue Märkte geschaffen. In dieses Gebiet gehört auch die Abschaffung der Akzisen, des "Vikin", einer Steuer, die bei Übergang der Ware von einer Provinz in die andere, ja oft innerhalb einer Provinz selbst mehrmals erhoben wurde und sehr verkehrshindernd wirkte.

Bei der Zentralregierung wurde ein besonderes Organ, das Nationale Aufbaukomitee, geschaffen mit der ausschließlichen Aufgabe der Überwachung und Förderung der chinesischen Wirtschaft. Unter anderem widmet es seine Aufmerksamkeit der Elektrizitätsversorgung des Landes, um auch im Interesse der Industrie eine billige Energieversorgung zu gewährleisten. Seine Berichte geben einen Überblick über die bis jetzt bestehenden Kraftwerke, die sich über die einzelnen Provinzen wie folgt verteilen:

Kiangsu	65	Kwangtung	4
Chekiang	66	Yunnan	1
Anhui	11	Hopei	10
Kiangsi	5	Shantung	7
Hupeh	6	Honan	2
Hunan	5	Shansi	3
Szechwan	3	Charhar	1
Sukien	3	Suiyuan	2

Wenn neuerdings auch die ausgeprägte Tendenz besteht, die Kontrolle über wichtige Industrieunternehmungen nicht in ausländische Hände zu geben, so ist man sich in den Kreisen der führenden chinesischen Männer klar darüber, daß man zur erfolgreichen und beschleunigten Entwicklung der Industrie der Mithilfe des Auslandes bedarf. Man ist natürlich bereit, sich ihrer besonders dort zu bedienen, wo die Gewähr gegeben ist, daß Wirtschaftsverbindungen nicht für politische oder impe-

rialistische Zwecke mißbraucht werden. Deshalb ist Deutschlands Mitwirkung beim Aufbau Chinas vor allem willkommen.

Die Eingliederung dieses Riesenreiches, beinahe unerschöpflich als Absatzmarkt und nahezu unausgebeutet in seinen natürlichen Rohstoffquellen, in die Weltwirtschaft ist eine Aufgabe, deren Lösung von unabwägbarem Nutzen für die ganze Welt ist. Deutschland widmet dieser Aufgabe seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Es stellt China nicht nur die Erfahrungen seiner Industrie sondern Chinas Jugend auch seine Hochschulen zur Verfügung. Aus den angenehmen wirtschaftlichen Verbindungen erwachsen kulturelle Beziehungen, die für das internationale Verständnis bei aller Pflege der Eigenart der Völker von großem Nutzen sind.

Das deutsche Volk begleitet mit Interesse und Sympathie die Bemühungen der unter der zielbewußten Leitung des Marschalls Chiang Kai-shek stehenden chinesischen Zentralregierung, die in einem wirtschaftlich wohlgeordnetem Staat das beste Bollwerk gegen die zersetzende Idee des Bolschewismus sieht.

Fritz Olimsky:

Als Journalist durch Sowjetrußland

Alle Kenner des heutigen Rußland sind sich darüber klar, daß die radikalste Periode der Sowjetherrschaft vorüber ist. Das, was wir heute in Sowjetrußland beobachten, ist ein Staatskapitalismus, der den Eigentumsbegriff des einzelnen, den man ursprünglich hatte beseitigen wollen, fest in sein System eingebaut hat; er übt eine gewisse nivellierende Wirkung aus, aber er bringt keineswegs eine völlige Gleichmacherei mit sich. Ganz zweifellos gibt es heute in Rußland verschiedene Klassen, denen es besser und schlechter geht, allerdings keine, der es in unserem mitteleuropäischen Sinne gut geht.

Der Schreiber dieser Zeilen, der in den letzten Jahren zweimal Gelegenheit hatte, die russischen Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren, konnte bei seinem letzten Aufenthalt im vorigen Sommer doch manche Wandlungen feststellen.

Die Besichtigung einer Fabrik zeigte sehr überzeugend, daß die russischen Kommunisten ihre ursprüngliche Idee der „klassenlosen Gesellschaft“ endgültig aufgegeben haben. Da waren die Werkangehörigen in drei Leistungsklassen geteilt, die nicht nur verschieden hoch entlohnt, sondern auch hinsichtlich der Lebensmittelbelieferung unterschiedlich behandelt wurden. Sie hatten, was uns besonders auffiel, ihre drei verschieden „elegant“ eingerichteten Speisefäle in der Fabrik, wo auch „Menus“ von verschiedener Qualität gereicht wurden.

Bezeichnend war es auch, daß unsere Führerin in dem Leningrader antireligiösen Museum, das in der Isaak-Kathedrale untergebracht worden ist, großen Wert auf die Feststellung legte, daß die Bezeichnung „antireligiöses Museum“ eigentlich falsch sei, es handele sich vielmehr um ein „antiklerikales“ Museum; die Sowjetregierung sei nicht antireligiös eingestellt und lasse jedem die Freiheit der Religionsausübung. Das ist freilich nur sehr bedingt richtig; ich konnte mich auf meiner ersten Rußlandreise namentlich in Rostow am Don und in Kiew davon überzeugen, daß es noch eine Reihe alter Kirchen

gab, in denen Gottesdienst abgehalten wurde, aber diese Kirchen werden so hoch mit Steuern belegt, daß eine nach der anderen geschlossen werden muß infolge der Unmöglichkeit, diese Steuern aufzubringen.

Auf einer Reise durch Sowjetrußland hat man vor allem sehr unter dem Zwange zu leiden, dem man sich fügen muß, um überhaupt russischen Boden betreten zu dürfen. Unser deutscher Dampfer lief am frühen Morgen in den Hafen von Leningrad ein. Dem internationalen Brauch gemäß war am Vormast die Flagge des Gastlandes gesetzt, also die rote Sowjetflagge, und es nahm sich etwas sonderbar aus, Hakenkreuz- und Sowjetflagge auf demselben Schiff so friedlich nebeneinander flattern zu sehen. Eine russische Matrosenkapelle hatte am Pier Aufstellung genommen und spielte uns, abwechselnd mit unserer eigenen Bordkapelle, flotte Märsche. In solchen Fällen pflegt es sonst üblich zu sein, daß zu Ehren des ausländischen Gastes neben der eigenen auch dessen Nationalhymne gespielt wird; darauf warteten wir allerdings vergeblich. Es hätte sich wohl auch zu absonderlich ausgenommen, wenn eine kommunistische Kapelle das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied gespielt hätte. Taktvollerweise verschonte man uns aber auch mit den Klängen der Internationale.

Unser Schiff wurde von Rotgardisten Tag und Nacht bewacht. Am Fallreep stand ein Posten und prüfte jedesmal beim Verlassen des Schiffes und beim Wiederanbordkommen die von den Sowjetbehörden ausgestellte Sonderlegitimation jedes einzelnen, der deutsche Paß allein genügte nicht, außerdem stand daneben ein Zollbeamter und kontrollierte die Pakete, die die Passagiere aus der Stadt mitbrachten.

Das für unsere Begriffe tollste war, daß man, um überhaupt an Land gehen zu können, eine zwangsweise Autorundfahrt durch Leningrad mitmachen mußte mit Besichtigung der Gemäldesammlung in der Eremitage, des Winterpalais und des alten Zaren Schlosses Peterhof. Diese Besichtigungsfahrt war überdies noch unverhältnismäßig teuer und wer sich davon ausschließen wollte, durfte überhaupt nicht russischen Boden betreten, er bekam einfach nicht die Landungskarte.

Ebenso empfindet man die strenge Photozensur als unwürdig. Wir mußten beim Anlandgehen die Nummer unserer Photoapparate in den Paß eintragen lassen und alle belichteten Filme vor dem Anbordgehen der staatlichen Intourist-Organisation zur Entwicklung und Zensur übergeben. Geradezu lächerlich ist es überdies, was alles nicht photographiert werden darf. Unter dieses Verbot fallen z. B. viele historische Gebäude, von denen es zahlreiche Abbildungen gibt, der Rote Platz in Moskau gehört ebenfalls dazu, wie der Kreml und in Leningrad die Peter-Pauls-Festung, die längst keine Festung mehr ist, aber gleichwohl darf nur der Kirchturm aufgenommen werden.

Eine besondere Überraschung harrte unser beim Besuch der staatlichen Valutaläden. Da konnte man Ansichtskarten, kommunistische Literatur, die in englischer Sprache erscheinende Tageszeitung „Moscou Daily News“ sowie die illustrierte Wochenschrift „Moscou News“ kaufen. Vor allen Dingen aber Reiseandenken. Die meisten von uns staunten nicht schlecht, als sie da in großen Mengen Antiquitäten aus dem alten Rußland, vor allem in Vitrinen sehr viel alte Schmuckstücke liegen sahen, die offensichtlich aus den Häusern der früher wohlhabenden Oberschicht stammten. Neben den Schmuckstücken sah man auch viel silbernes Gerät und Kristall, ferner jene kleinen Kreuze, wie sie die frommen Russen ehemals zu tragen pflegten, und sodann zahlreiche Heiligenbilder, ins-

besondere jene für die griechisch-orthodoxe Kirche charakteristischen Ikone mit kostbarer Silber- und Goldarbeit. Man fragt die deutsch Sprechende Verkäuferin, wo diese Sachen herkommen, und sie antwortet mit großer Selbstverständlichkeit, daß sie früher in den Säusern der Bourgeoisie in den Gebetsecken zu finden waren.

Diese Torgsin-Läden, in denen bisher der Ausländer in der Währung seines Landes kaufen konnte und zwar zu einem Preis, der ungefähr der Weltmarktparität entsprach, sind seit dem 1. Februar 1936 aufgelöst. Während bis dahin praktisch in Sowjetrußland eine Art Doppelwährung herrschte, nämlich der Binnenrubel und die auf Goldbasis berechneten in den verschiedensten ausländischen Währungen zahlbaren Torgsin-Preise, ist es jetzt nach den neuesten Bestimmungen in Rußland gänzlich verboten, gegen ausländische Währung etwas zu verkaufen. Ausländisches Geld muß jetzt gegen Sowjetrubel umgewechselt werden und zwar zu einem staatlichen Zwangskurs, der nach den letzten Nachrichten zurzeit drei französische Franken für den Rubel beträgt, d. h. also rund 50 Pfennig. Damit hat man der Rubelentwertung bereits amtlich Rechnung getragen.

Leningrad ist heute zweifellos diejenige Großstadt in der Welt, die den geringsten Autoverkehr hat, denn der Sowjetbürger kann sich bei den dortigen Einkommensverhältnissen ganz unmöglich ein Auto leisten. Die Kraftwagen, die man sieht, gehören irgendwelchen Behörden, Vertretungen ausländischer Firmen oder Kooperativen, sofern es nicht Dienstautos von irgendwelchen hohen Parteifunktionären sind. So ergibt sich ein im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr geringer Autobestand; auch ein Beweis für den unvergleichlich niedrigeren Lebensstandard, der einem im übrigen im Straßenbild sinnfällig wird durch die armselige Kleidung der Bevölkerung. Wenn man einen für unsere Begriffe gut angezogenen Menschen sieht, ist es bestimmt ein Ausländer.

Die zerfallenen Fassaden in der Altstadt geben Leningrad das Aussehen einer sterbenden Stadt; überall bröckelt der Putz von den Häusern, vielfach sind diese zwar unlängst neu getüncht, aber man hat sich nicht die Mühe genommen, den abbröckelnden Putz auszubessern und nun sieht es noch trauriger aus, als vordem. Die früher berühmte Petersburger Prachtstraße, der Newskij-Prospekt, der jetzt „Straße des 25. Oktober“ heißt, war einst die Sehenswürdigkeit der russischen Hauptstadt, eine Luxusstraße, in der sich die besten Geschäfte befanden und wo man die elegantesten Frauen von Petersburg leben konnte. Heute wirkt diese breite Hauptstraße heruntergekommen und traurig, wie alles in Leningrad.

Die Russen sind so stolz auf jede kleinste Errungenschaft; so wurden uns bei einer Stadtrundfahrt ein paar neue Häuserblocks gezeigt, das vorbildliche Arbeiterwohnviertel, wie unsere amtliche Führerin sagte. Es waren vier- und fünfstöckige Häuser, ganz einfach und ohne irgend eine bemerkenswerte eigene Note. Trotzdem sie noch nicht verputzt waren, waren sie schon bewohnt. Noch eigenartiger wirkte es, daß just an dem Häuserblock, vor dem uns die Führerin die Schönheiten des neuen Viertels demonstrierte, die Balkons unvollendet geblieben waren; da ragten die Eisenstäbe, die das Gerippe des offenbar geplanten Eisenbetons abgeben sollten, traurig und arg verrostet in die Luft. Augenscheinlich war schon seit Wochen nicht mehr an diesen Häusern gearbeitet worden.

Nichts spricht heute mehr gegen die kommunistischen Theorien, als Sowjetrußland selbst; überall hat man Elemente der kapitalistischen Wirtschaft mit übernommen und die

Sowjetwirtschaft ist im Grunde genommen ganz nach kapitalistischen Gesichtspunkten aufgebaut. Die russischen Kommunisten denken gar nicht daran, das, was ihre Parteigenossen in den kapitalistischen Ländern fordern, bei sich selbst in die Praxis umzusetzen. Im Auslande fordern die Kommunisten höhere Löhne, in Rußland selbst erklärt man aber niedrige Löhne und starke Kapitalbildung für volkswirtschaftlich notwendig und baut nach diesem hochkapitalistischen Rezept die Sowjetindustrie auf. Die erträumten hohen Löhne verspricht man den russischen Arbeitern als schöne Zukunftsmusik nach Beendigung des „roten Aufbaus“, aber dieser wird vermutlich nie beendet werden.

Am furchtbarsten hat sich das Versagen der russischen Agrarpolitik ausgewirkt; wahrscheinlich wird man nie die genaue Zahl derer erfahren, die seit der russischen Revolution verhungert sind, weil die Agrarwirtschaft völlig versagte. Man wollte den an seinem Boden hängenden Bauern vom Boden lösen und ihn zum ländlichen Proletarier machen, der in ähnlicher Weise wie der Fabrikarbeiter im Großbetrieb, ländliche Maschinen zu bedienen habe. Man nahm dem Bauern das Großvieh und steckte es in die Gemeinschaftsställe der Kolchoßen (ländlichen Produktionsgemeinschaften) oder der Sowchoßen (Staatsgüter). Die Folge war eine Massenflucht der kollektivierten Bauern in die Städte und eine Verminderung des Bodenertrages, so daß es zu Hungersnöten kam und zwar gerade besonders in den ländlichen Überschußgebieten Südrußlands, weil man dort die Getreidevorräte für die Ernährung der Großstädte fortgeholt und den Bauern so wenig übrig gelassen hatte, daß sie im Winter in Massen verhungern mußten.

Es ist ein grauenvolles Experiment, das in Rußland in größtem Stil gemacht wird, kein anderes Volk der Welt wäre so geduldig gewesen, diese unsäglichen Leiden auf sich zu nehmen im Vertrauen auf eine der Masse von den Agitatoren vorgegaukelte bessere Zukunft. Vielleicht liegt der tiefere Sinn dieses Opferganges eines geduldigen Volkes darin, daß durch dieses abschreckende Beispiel die übrige Welt vor dem gleichen Schicksal bewahrt wird.

Der Schutz des Empire

England schärft die Waffen

Die Vereinigten Staaten haben den Philippinen die Freiheit gegeben und sich von diesem vorgeschobenen Posten zurückgezogen. Einmal im Zuge der neuen Rooseveltischen Außenpolitik, die die alte These „Amerika den Amerikanern“ nun scheinbar endgültig in die Tat umsetzen will. Dann aber vielleicht nicht minder unter dem Druck der ganzen pazifischen Entwicklungen, in deren Verlauf sich Japan in den Südseearchipelen festsetzen konnte. Damit hatte der vorgeschobene amerikanische Posten an den Toren vor Insulinde praktisch seine Bedeutung verloren, und Roosevelt gab den Philippinen die Freiheit, in Anerkenntnis der Tatsachen, daß ihre rückwärtigen Etappenverbindungen viel zu weitläufig sind, und daß Tokio mit seiner klugen unhörbaren Durchdringungspolitik auf den Inseln 12000 Japaner angesiedelt hatte, keine Kulis, sondern Männer, die im Ernstfall für die Heimat zur Verfügung stehen.

Schon im Herbst 1934 erfuhr die nordamerikanische Seestrategie eine völlige Umstellung, und Alaska, jene natürliche Fortsetzung des an Naturschätzen so überreich gesegneten Weltreiches

Sibirien wurde das Rückgrat der ganzen amerikanischen Verteidigungsstellung. Das Dreieck der zirka 2000 Meilen weit nach Westen tief in den Pazifischen Ozean vorgeschobenen Verteidigungsstellung der USA. wird gebildet durch die Punkte Alaska — Hawai — Pugett Sound. Und während die Vereinigten Staaten sich von Monat zu Monat hinter dieser Sperrpolygone mehr und mehr verschanzen, und trotz des japanischen Angebotes über einen Nichtangriffspakt und eine Neutralisierung der Philippinen, ist gerade nach den dieser Tage hereingekommenen Meldungen ein Wettrüsten im Stillen Ozean eingetreten. Nun entwickelt auch die britische Regierung eine fieberhafte Tätigkeit, um dem Empire die Waffen zu schärfen.

Die abessinische Krise und die ganzen Entwicklungen im Raume des Mittelmeeres, haben die Durchsetzung des neuen britischen Aufrüstungsprogrammes wesentlich beschleunigt und erleichtert. Interessant in diesem Zusammenhang für unser Thema ist vor allem das britische Reichsglied Australien, dessen Oberkommissar kürzlich in einem vielbeachtetem Vortrage darauf aufmerksam machte, „daß die militärische Bereitschaft nicht allein dem Schutz der englischen Inseln diene, sondern mindestens im selben Ausmaße auch den überseeischen britischen Besitzungen.“

Während sich z. B. heute Kanada verhältnismäßig sicher fühlen kann, wären im Falle eines Konfliktes mit Japan Australien und Indien aufs Schwerste bedroht, während bei einem Kriege im Mittelmeerraum Ost- und Südafrika sich in erster Linie bedroht fühlen müßten. Die jetzt tagende „Südafrika-Verkehrskonferenz“ in Johannesburg scheint den alten Plan, den Kriegshafen von Südafrika, Simonstown, in eine moderne Seefestung umzuwandeln, als Schutz für die strategische Parallele des Mittelmeerweges gedacht, nun zu verwirklichen.

Inzwischen ist aber auch Australien nicht untätig geblieben. Es hat im Hinblick auf die zunehmenden Spannungen im Stillen Ozean eine ausschlaggebende Bedeutung erhalten, denn ihm fällt der Schutz des Indischen Ozeans zu. Nach einem Bericht der Londoner „Times“ gab Sir Archdale Parkhill, der australische Verteidigungsminister, die Wehrausgaben für das laufende Finanzjahr und die Pläne für die Verteidigungspolitik der Regierung bekannt.

Für die Marine werde ein zusätzliches Schiff, dessen Typ noch nicht bestimmt sei, in Australien gebaut werden. Die Stärke der Schiffsbesatzungen werde auf 4290 Mann gebracht werden; eine Erhöhung um 1050 seit 1934. Man werde für die Marine im ganzen 3237387 Pfund aufwenden und endgültig drei Kreuzer, einen Flottillenführer, zwei Zerstörer, zwei Schalluppen und ein Beobachtungsfahrzeug in Auftrag geben. Die Ausgaben für das Heer würden 2948788 Pfund betragen. Die Stärke der stehenden Streitkräfte werde auf 23000 Mann gebracht werden; dabei sei vor allem eine Vergrößerung des Stabes für die Miliz und der Ingenieure bei der Rüstungsartillerie vorgesehen. Der Ausgabenetat für die Herstellung von Luftabwehrgeschützen und Scheinwerfern sei erhöht worden. In der Armee werde die Ausrüstung und Bewaffnung verbessert werden, besonders im Hinblick auf eine größere Mechanisierung und eine erhöhte Reserve an Artillerie und Kleinwaffen. In Darwin seien drei zusätzliche Öltanks von je 8000 Tonnen gebaut worden, was eine Gesamtzahl von neun ergebe; alle würden im Kürze gefüllt werden.

Die Pläne für den Ausbau der Luftwaffe sehen eine Ausgabe von 1443652 Pfund vor. In Zukunft würden drei Flugzeugstaffeln (anstatt einer) der Armee und eine der Marine beigegeben werden. Der Mannschaftsbestand werde auf 2263 Mann gebracht werden, eine Erhöhung um 1373 seit 1934. Ferner seien 2470 Pfund für Zwecke des Luftschutzes (Gasmasken) vorgesehen, 581463 Pfund werde man für den Ausbau der Munitionsversorgung und 316000 Pfund für die Entwicklung der Zivilluftfahrt ausgeben.

Diese Maßnahmen zeigen, daß Großbritannien daran geht, hier an der Südwestspitze des Stillen Ozeans sich ein riesiges Arsenal zu errichten und Australien zu einem Eckpfeiler der Verteidigung des Indischen Ozeans auszubauen. Der Indische Ozean wird damit bewußt, wie ein guter Beobachter dieser Fernostentwicklungen vor kurzem aus London schrieb, „damit zu einem britischen mare clausum, zu einem strategischen Teich für die englische Flotte umgewandelt“.

Hollands Kolonialorgen Moskaus Drachensaat

Aus Batavia wird uns berichtet: Der Vaterländische Klub Batavias hat eine Denkschrift herausgegeben, in der er dringend von der Regierung im Haag Maßnahmen zur Verteidigung des holländisch-indischen Inselreiches fordert. Es fehle an Luftabwehrgeschützen, an Scheinwerfern, an Horchapparaten, sowie an einer ausgebildeten Mannschaft zur Bemannung der neu zu bauenden Luftkampfmaschinen. Der holländischen Presse gemäß sei die Regierung entschlossen, Garnisonen, Flotte und Luftstreitkräfte in Java und auf den Sundainseln zu verstärken. Der niederländische Kolonialbesitz ist von japanischen Einwanderern und von japanischen Waren überschwemmt. Der Anreiz ist daher nicht gering, dieser wirtschaftlichen Invasion auch die politische folgen zu lassen, sollte einmal ein Weltbrand im Pazifik, der von vielen vorausgesagt wird, entstehen. — In Niederländisch-Indien befindet sich eine verschwindend kleine Anzahl unter sich uneiniger Weißer. (In Java 0,5 v. H., in Sumatra 0,3 v. H.) Auf der größten Insel Borneo noch weniger.

Ein Zusammenschluß der einzelnen Farbigen kommt vorläufig wegen der großen Verschiedenheit der Bewohner schwerlich in Frage, er wird aber durch die unermüdete Tätigkeit einiger Führer mit Hilfe des national-indonesischen Gedankens und unter Propagierung des marxistischen Klassenkampfes durch Moskauer Schüler eifrig verbreitet. Holland sorgt gut für die Eingeborenen. Im allgemeinen ist deshalb das Verhältnis zwischen den Weißen und Eingeborenen recht gut, das hindert aber nicht, daß eine unlegbare Spannung mit der Regierung besteht. In Erinnerung sind noch die kommunistische Meuterei auf dem holländischen Kriegsschiff „Sieben Provinzen“ im Hafen von Sumatra sowie die Aufstände auf Java und Sumatra unter kommunistischer Leitung, wenn auch unter nationaler Tarnung. Aus diesen Vorgängen hat Holland die notwendigen Lehren gezogen. — Es ist nur zu begreiflich, daß das politische Interesse in diesen Tagen sich auf die Ereignisse in Spanien richtet, dabei wird übersehen, daß jenseits unserer Nahzone im ungeheuren asiatischen Raum Wetterlichter aufflammen, Signale drohender Umwälzungen, die sich am politischen Horizont abzeichnen.

Hollands Herrschaft über Indien wird erst dann bedroht sein, wenn sich im gesamten asiatischen Besitzstand Verschiebungen ereignen. Bei der Zerfahrenheit der politischen Weltlage, bei der zellsicheren Politik Japans mit seiner Überbevölkerung, bei den labilen Verhältnissen in China kann allerdings diese Möglichkeit überraschend schnell jederzeit eintreten. Holland hat nicht nicht Unrecht, wenn es zur Eile drängt und Vorkehrungen trifft. In Asien drängen sich in einem Raume, der zu eng geworden ist, über 500 Millionen Farbige zusammen, die sich kaum auf ihrem Boden ernähren können. Australien hat dagegen nur sechs Millionen Einwohner, dabei besteht der ganze Norden dieses Erdteils aus fruchtbarem Brachland, das 100 Millionen Menschen ernähren könnte. Die riesige Insel Borneo ist so gut wie unerschlossen. Je länger die Wirren im „Sernen Westen“ andauern, je länger man Moskau gestattet, seine Drachensaat zu säen, umso eher können die Dinge im Pazifik zu einer Katastrophe führen, gegen die Holland bisher, wenigstens nicht genügend, geschützt ist.

Hans Hömberg: Ostasiatische Miniaturen

China: Zur Zeit der Dynastie Tschin (213 vor Chr.) erschütterte eine Tatsache die gelehrte Welt Ostasiens. Der wilde Schöe Choang verbot von einem Tag zum andern die Literatur! Um die Einheit des Reiches zu befestigen, strak er vor keiner Gewaltmaßnahme zurück. Damals wurden alle Zeitbücher, Dichtwerke und politischen Schriften durch ein Feuergericht vernichtet. Die berühmtesten Werke des Konfuzius, die Sammlungen Schu king (Urkundenbuch) und Schi king (Odenbuch) kamen um. Einem Forscher aus Tsi nan (der Metropole von Schan tung) blieb es

vorbehalten, Chinas geistiges Vermögen zu retten. Dieser bewundernswerte Mann — Zu Scheng hieß er — soll dreißig weitschweifige Kapitel des Schu king im Gedächtnis bewahrt haben, bis in der Regierungsepoche der Han die Literatur wieder eingeführt wurde.

Chinesische Kulturgeschichte in Zahlen: Seit Beginn der absoluten Monarchie bis zur Regierungsepoche der Mandschu-Dynastie sind 2923 Bände amtlicher Geschichte publiziert worden. Die Dynastie Song (960 bis 1279) steht mit 496 Bänden an der Spitze. — In der Mandschu-Dynastie Tsin wollte Kaiser Ping eine Chrestomathie der klassischen Literatur herausbringen, die 160 000 Bände umfassen sollte. Bis zur Gründung der Republik sind 83 500 Bände erschienen. — Die älteste schriftliche Kunstäußerung soll eine Inschrift des Kaisers Yao (2400 vor Chr.) sein, die von der Sintflut sage spricht. — In der Staatsbücherei München befindet sich ein Schatz von 10 000 chinesischen Schriften, die erst ganz allmählich getrennt, gesichtet und eingereiht werden.

Als Schreibmittel dient in China die Tuschel. Erst seit 220 n. Chr. verwenden die Chinesen dieses Fichtenbrandprodukt. In der ältesten Zeit, da die Schrift schon bekannt war, schrieb man mit einem Bambusgriffel und verwendete schwarzen Firnis. Später wurde der Firnis mit einem fein geriebenen schwarzen Mineral durchsetzt. Und was schrieb man? Anfänglich eine primitive Bilderschrift: die Umrisse eines Berges für das Wort „Berg“, die Umrisse des Mondes für „Mond“ und in der Art mehr. Mit der Zeit entwickelte sich die heute geübte Silbenschrift, die auch von den Japanern, Koreanern und Anamiten verwendet wird. Es gibt übrigens auch eine Schriftvermischung in China! Als die Nestorianer aus Syrien in die Mongolei zogen, trugen sie zugleich ihre Schrift in das fremde Land. In Tsi nan su gibt es das älteste Denkmal aus dem Jahre 782 mit einer chinesisch-syrischen Inschrift.

Japan: Fast jede Lehranstalt des Inselreiches hat ihren Hausgesang. Wir zitieren die Übertragung des Liedes der deutsch-japanischen Vereinschule zu Tokio: „Wir wollen unsere Schule lieben — Wie wir die Wissenschaft verehren. — Wir wollen unsere Landschaft lieben — Und alle, die uns leben lehren. — Laßt uns die Rirschenblüte tragen — Des Ostens Zeichen in der rechten Hand. — Laßt uns den Lorbeerkranz erjagen — Des Westens Zeichen für die linke Hand! — Im deutschen Walde wuchs der Kranz der Wissenschaft. — Bei uns in Japan blüht er neu und schön. — Wir tausend Lehrlinge der Wissenschaft — Wir streben nach des Geistes weiten Höhn. — Wir achten hoch aus eigener, freier Wahl — Rirschzweig und Lorbeerreis als unser Ideal!“

Die Seele eines Volkes spiegelt sich in seinen Sprichwörtern. Hier einige japanische Proben: „Sind drei Frauen beieinander, gibts Gänselärm!“ — „Sei bedacht! Am und überhaste nichts! Alter und Tod kommen eher, als den meisten lieb ist.“ — „Eine Frau ist kaum etwas, was der Mann haben sollte. Heiratet er, verschwindet der einzige Zauber, den man einer Frau zubilligen kann!“

Die merkwürdigste Bevölkerung Japans findet sich auf dem nördlichen Eiland Jezo: die Ainus. Einstens hat diese Rasse den ganzen japanischen Archipel beherrscht. Dann wurde sie verdrängt. Ihre Nachfolger, die Japaner, sind rassistisch von ihnen kaum beeinflusst. Man nennt sie die haarreichsten Menschen der Erde. Die Frauen tätowieren sich sogar Härte unter die Nase und ans Kinn. 1912 zählte man 17 000 Ainus auf japanischem Gebiet, 1934 nur noch 14 000.

Querschnitte

Geheimbünde in Asien. In China sind die Geheimbünde eng mit den Zünften verknüpft. Manche Bünde verfolgen politische Ziele, aber die meisten haben die Förderung des Erwerbslebens der Bundesmitglieder zum Zweck. Wer in China nicht Mitglied seines zuständigen Bundes ist, kommt weder geschäftlich noch sonstwie weiter und findet auch keinen Schutz gegen die Willkür der Beamtenschaft. Es gibt daher kaum einen Chinesen, der nicht Mitglied eines Bundes ist. Das beschränkt sich nicht nur auf China selbst, sondern erstreckt sich auch auf alle Chinesen, die im Ausland leben.

Bei den Japanern konnte sich ein gleichgeartetes Geheimbundwesen ebensowenig entwickeln wie bei den Polynesiern der Südsee, weil bei beiden ursprünglich das Lebenssystem herrschte, nach dem vornehme Männer arme Stammesmitglieder als Lehensmänner um sich sammelten und für ihren Lebensunterhalt sorgten, um an diesen Klienten im Bedarfsfall Gefolgsleute für ihre politischen oder kriegerischen Ziele zu haben. Neu ist im ehemals deutschen Teil Samoas der Mau-Mau-Bund, der gegen die Teuerung durch Steuerverweigerung protestiert. Auch bei den aus Samoa stammenden Maori Neuseelands gibt es einen ähnlichen politisch-wirtschaftlichen Bund, der seine völkischen Ziele auf friedlichem Wege durch Hebung der Volksbildung und mit den gesetzlich erlaubten Rechtsmitteln sucht. Den gleichen Zweck verfolgt im nordwestlichen Amerika der indianische Hamatha-Bund. Unter den nordamerikanischen Indianern ist der Midewin-Bund der Algonkin ziemlich verbreitet, dessen Zauberer Regen herbeirufen und Kranke durch ihre Sprüche heilen.

Segen die chinesische Schrift in Japan. Im japanischen Reichstag wurde während seiner letzten Tagung auch das Für und Wider der bisher gebräuchlichen Anwendung der chinesischen Schrift für die japanische Sprache eingehend erörtert. Zu den Segnern der China-Schrift gehört auch der Unterrichtsminister Hatshisaburo Hirgo. Er wies vor allem auf einen kürzlich veröffentlichten Bericht über die Erfolge des Schreibunterrichts hin. In den sechs Gemeindeschuljahren werden in Japan 1356 chinesische Schriftzeichen gelehrt, aber nach einer Prüfung von 1469 Schülern in zwölf Schulen der Hauptstadt Tokio kennen die Kinder am Schluß durchschnittlich nur 600 Schriftzeichen. Die höchste Zahl, die ein Kind erreichte, war 1325, so daß nur 31 vergessen waren, die niedrigste Ziffer war jedoch 27!

Japanische Volkskunde. Unter dem Protektorat des Japan-Instituts ist kürzlich in den Räumen der Berliner Technischen Hochschule eine Ausstellung eröffnet worden, die eben dadurch, daß sie bewußt auf einen wissenschaftlich fundierten Aufriß historischer Perspektiven verzichtet, zu geschichtlicher Betrachtung anregt. Es handelt sich hier um die erstmals vor drei Jahren in Hamburg zeigte Sammlung der seit einem Jahrzehnt im japanischen Schuldienst tätigen deutschen Lehrerin Elsa Marquardt, die persönlich durch ihre reichhaltige, mit viel Liebe und Sorgfalt aufgestellte Schau führte. Aus Japan, Korea und Formosa hat Fräulein Marquardt im Laufe der Jahre alles zusammengetragen, was ihr für die fernöstliche Volkskunde charakteristisch zu sein schien. Auf lange Tischreihen legte sie eine bunte Folge vieler kleiner Dinge vor den Betrachter hin, die aus dem Alltagsleben, den Festen und ihrem mannigfachen Brauchtum die traditionsgefestigte Einheit des Japan von heute ergeben. Da sieht man mit Symbolen bestickte, für jedes Geschlecht und Lebensalter gesondert vorgeschriebene Kleider, die heute wie vor Jahrhunderten getragen werden, nur daß ihr Stoff ein anderer wurde. Auch Ess- und Trinkgefäße und das Schreibgerät sind die gleichen geblieben. Der alte Wäpelschläger ist trotz der Maschinen noch heute in Gebrauch; noch immer wird der Tee überm Feuerbecken gebrüht und in festlicher Zeremonie an Feiertagen getrunken. Aus ihrer Zahl heben sich die großen Volksfeste heraus. Steht die Feier der Mädchen unter der Pfirsichblüte, so flattern über den Knabenfesten große, auf Papier gemalte Karpfen zum Zeichen wachsender Kraft an hohen Fahnenmasten; und wie seit alters triumphieren am Neujahrstage Drache und Schildkröte, und mit ihren Emblemen geschmückte Ballschläger laden zum alten Federballspiel. Aus allen Gruppierungen aber spricht neben Gestalt- und Blütenymbol die reiche Mythologie dieses

Volk, das sich europäischen und amerikanischen Einflüssen bereitwillig aufschloß, ohne ihnen dienstbar zu werden. Das erstaunlichste Zeugnis dafür ist vielleicht eine Vielzahl von immer anders bedruckten Streichholzschachteln, die in seltsamer Umwertung europäischen Reklametribs für eigenes Volkstum werden. Diese zuerst unscheinbar anmutende Schachtelsammlung könnte jedem westlichen Kunstgewerbler reichste Anregung bieten.

Londons neue Universität. In Bloomsbury, Londons Gelehrten- und Pflanzenviertel, wurde in der Nähe des Britischen Museums ein Geländekomplex freigelegt, auf dem nunmehr die neuen Gebäude der Londoner Universität errichtet werden sollen. Das Bauprogramm ist auf etwa 15 Jahre angesetzt, die Pläne sollen bis 1940 durchgeführt sein. Für die gesamte Bauanlage der neuen Universität sind fünf große Trakte geplant.

Schulnot in China. Rund zwei Drittel der etwa 40 Millionen schulpflichtiger Kinder in China bleiben immer noch ohne regelmäßigen Schulunterricht. Sie sind auf die dürftige Unterweisung durch ihre Eltern angewiesen, sofern diese überhaupt lesen und schreiben können. Der Grund dafür liegt in einem außerordentlichen Mangel an Schulen und Lehrkräften vor allem in den Landbezirken. Und zum anderen werden die Kinder während der Sommerzeit in großem Umfange zu landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiten herangezogen. Da somit vielfach für den Unterricht nur der Winter bleibt, sollen jetzt mit einfachsten Mitteln möglichst viel Winterschulen eingerichtet werden, um das Analphabetentum auszurotten. Die chinesische Regierung plant in Verbindung mit den Verwaltungen der größeren Städte schon während des kommenden Winters die entsprechenden Maßnahmen einzuleiten.

100 Jahre „Kronstädter Zeitung“. Ende Mai konnte die „Kronstädter Zeitung“ den Eintritt in das hundertste Jahr ihres Bestehens feiern. Alle Schicksale und Wechselfälle, die Siebenbürgen und sein Deutschtum im Laufe dieses Jahrhunderts durchgemacht haben, hat die Zeitung begleitet und verbucht, und zugleich ist sie ein Spiegel geworden des geistigen Lebens der Siebenbürger Sachsen während dieser Zeit.

Die größte und die kleinste Zeitung der Welt. Das war der Gedanke Oskars von Forchenseck bei der Gründung des Aachener Zeitungsmuseums vor nunmehr 50 Jahren, eine Sammelstätte für alle zeitungsmäßigen Publikationen in der Welt zu schaffen, weil er ihnen trotz ihres Papierkorbschicksals einen großen dokumentarischen Wert beimaß. 16000 Zeitungen umfaßte die Sammlung 1886, und der letzte Katalog von 1929 führt 90000 Exemplare an; ein Anwachsen also, das die Bedeutung und die Aufgaben des Museums beträchtlich erweitern mußte. So hat auch Prof. Dr. Hermanns, der jetzige Leiter, diese Bestände der Öffentlichkeit nutzbar gemacht und aus der Mappensammlung eine Schau- und Bildungsstätte geschaffen, die auch durch das Ausland lebhaft beansprucht wird. Die wechselnden Ausstellungen „Frühzeit der Aachener Presse“, „Front- und Feldzeitungen des Weltkrieges“, „Seltenheiten aus dem Reich der Presse“, „Zeitungen der Goethe-Zeit“, „Zeitungen im Umsturz“ haben gezeigt, wie die „Eintagsfliegen in der Literatur“ doch den ganzen Ausdruck ihrer Zeit tragen.

Ein Glanzstück aus der Sammlung ist ein Exemplar der „größten Zeitung der Welt“, eines mit Holzschnitten reich bebilderten Blattes, das im Jahre 1859 in New York herausgegeben wurde. Die Zeitschrift des Museums berichtete über den Erwerb: „Unter der vom Zeitungsmuseum erworbenen Sachsischen Sammlung befindet sich auch die im Jahre 1859 in New York erschienene „Illuminated Quadrupel Constellation“, die wohl als die größte Zeitung der Welt gelten kann. Sie hat Billardformat, ist 8½ Fuß (ungefähr 2½ Meter) hoch und 6 Fuß (ungefähr 1¾ Meter) breit. Dieses Mastodon einer Zeitung erschien am Tage der Unabhängigkeitsfeier, enthält acht Mammutfseiten von je 13 Spalten. Das Papier des Blattes, welches „alle hundert Jahre nur einmal erscheint“, ist dauerhaft stark; das Ries wiegt drei Zentner. 40 Personen haben acht Wochen unausgesetzt gearbeitet, um diese erste Nummer zustande zu bringen. Sie kostete 50 Cents (2 Mark) und wurde in 24000 Exemplaren gedruckt. „Wir wollen“, heißt es in einem Vorwort, „den ehrlichen Stolz nicht verhehlen, den wir an dem

prächtigen Blatt gewonnen haben. Es wird der Stolz jedes waschechten Amerikaners und das Wunder Europas sein.“ Dagegen ist die kleinste Zeitung der Welt, die sich auch im Besitz des Museums befindet, ein Zwerg. Sie geht etwa 200mal auf die Riesenummer. Ihr Name ist "El Telegrama" und sie erschien 1887 in Guadalupe (Mexiko). Daß diese Rekorde in den kleinsten und größten Aufmäßen der Zeitung einmal übertroffen werden, ist nicht ausgeschlossen, aber die Grenzen praktischer Verwendbarkeit und der typographischen Schönheit werden kaum weiter gezogen werden können.

Weizenkatastrophe in USA. Aus Chicago wird berichtet: Die seit Monaten über den Weizenstaaten Nord- und Süddakota und Montana lastende Dürre entwickelt sich mehr und mehr zu einer schweren Katastrophe. Die furchtbare Trockenheit raubt den Farmern eine Million Bushel (1 Bushel = 27,2 Kilo) Weizen täglich. Zwar sind in Norddakota geringfügige Regenfälle niedergegangen, sie haben aber keine Erleichterung gebracht. Seit dem ersten Juni d. J. allein sind nach den Schätzungen der Sachverständigen 40 Millionen Bushel Sommerweizen vernichtet worden. Eine neue Massenflucht der Farmer von ihren Ländereien scheint bevorzustehen, da angeblich viele Landwirte die Absicht haben, ihre völlig verbrannten Felder als nicht einmal mehr zur Weide verwendbar aufzugeben. Den amtlichen Ernteschätzungen zufolge hat man schon auf jeglichen Ernteertrag von zwei Millionen Morgen Weizenland verzichten müssen. Kämen nicht bald ergiebige Niederschläge, so sei die diesjährige Weizenernte völlig verloren.

Ein Rabe „entdeckt“ Island. Daß der Rabe im Notfalle den Kompaß ersetzen kann, lehrt eine Geschichte, die von dem schwedischen Seefahrer Floke erzählt wird. Kurze Zeit, nachdem die Entdeckung von Island bekannt geworden war, entschloß sich Floke, die Insel kennenzulernen. Um die genaue Richtung zu finden, beschaffte sich der Seefahrer drei Raben. Als er eine Strecke weit gefahren war, ließ er einen der Raben von Bord fliegen. Einige Stunden später gab Floke, da der erste Rabe inzwischen wieder zum Schiff zurückgekehrt war, dem zweiten Rabe die Freiheit. Doch auch dieser Rabe kam alsbald wieder zurück. Zwei Tage später ließ der Seefahrer den dritten Raben fliegen. Dieser dritte Rabe schlug sofort die Nordrichtung ein und ließ sich dann nicht mehr sehen, ein Zeichen dafür, daß er Land gefunden hatte. Floke hielt den Kurs des dritten Raben ein und erreichte dann auch einige Zeit später glücklich die Insel.

150 Jahre Stadt „Rauchbucht“. In diesen Tagen begeht die Hauptstadt der Insel Island das Jubiläum ihres 150jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß werden in Reykjavik große Feiern stattfinden. Die Gründung der Stadt ist auf norwegische Einwanderer zurückzuführen. Die eigentliche Bedeutung des Namens Reykjavik ist „Rauchbucht“. Um die Jahrhundertwende bereits zählte Reykjavik 12000 Einwohner; im Jahre 1926 betrug die Einwohnerziffer schon 23224, und heute zählt man in dieser größten Stadt des Landes 35000 Einwohner. Die Gesamtbevölkerung der alten Sageninsel Island beläuft sich auf 110000 Menschen, so daß also mehr als 30 Prozent der Gesamtbevölkerung in der Landeshauptstadt lebt.

Reykjavik, die 150jährige Hauptstadt von Thule, der Ausgangspunkt zum Lande der Geyser und der warmen Quellen, feiert sein Jubiläum. Die Hauptstadt im hohen Norden bietet eine Fülle von Überraschungen, von welcher Seite man sie auch betrachtet mag. Es bleibt zu hoffen, daß das isländische Volk, in treuer Verbundenheit zu Vätersitte und bodenständigem Brauchtum die Gegensätze überwinden lernt, die eine allzuschnelle Entwicklung und das krasse Hereinbrechen des Zeitalters der Technik in Stadt und Land aufgerissen haben.

Kommt ein Ziliputanerreich? In Ziliputanerkreisen herrscht seit einiger Zeit Unzufriedenheit. Die Zwerge sind des Zusammenlebens mit den Großen dieser Erde müde, sie wollen kulturelle Selbstverwaltung und haben zu diesem Zweck die Gründung eines Zwergenreiches ins Auge gefaßt. Der Rufer im Streit um die Autonomie der Ziliputaner ist der ungarische Zwerg und Großindustrielle Julius Gont, der in Budapest ein gutgehendes Warenhaus für Ziliputaner-Bedarf besitzt, wo nur Zwerge bedienen. Gont hat sich die Gründung eines Ziliputanerstaates in den Kopf gesetzt und kämpft dafür mit allen legalen Mitteln. Der Staat soll innerhalb der grün-weiß-roten Grenzpfähle, in der ungarischen Tiefsebene, in der

Puszta oder am Rande der Hortobagy, errichtet werden. In diesen Tagen hat der ungarische Zwergenführer erneut ins Horn gestoßen und zur Sammlung der 56000 auf der ganzen Welt verstreut lebenden Pilsiputaner aufgerufen. Ein großer Teil der Zwerge hat ihm bereits ein Ohr geschenkt und die beabsichtigte Veranstaltung eines Zwergen-Kongresses an der schönen blauen Donau günstig aufgenommen. Sont legt Gewicht darauf, daß nur echte Zwerge an dem Kongress teilnehmen, keine getarnten oder künstlich gezüchteten, von denen es in Ungarn eine große Zahl gibt. Zwerge, die von gewinnstüchtigen Müttern zu Attraktionszwecken künstlich klein gehalten worden sind, haben keine Aussicht, in Budapest Gehör zu finden. Ihre Einstellung zu Pilsiputanerfragen ist oft schief und entspricht nicht den Lebensbedürfnissen der echten, frei von aller Tendenz zur Welt gebrachten Zwerge. Ein eigenes Zwergentrecht, das dem Empfinden des Pilsiputanervolkes entspricht und das von dem landläufigen Recht wesentlich abweicht, ist bereits in Ausarbeitung.

Schulbericht aus Brasilien. Soeben ist der Jahresbericht 1935 der Deutschen Schule in Rio de Janeiro erschienen. Er berichtet von einer weiteren Stärkung des deutschen Schulwesens, vor allem von einem wachsenden Vertrauen brasilianischer Eltern auf deutsche Erziehungsmethoden. 1935 betrug die Gesamtschülerzahl 655 gegen 636 im Jahre 1934. 450 gaben als Muttersprache deutsch an, 125 portugiesisch. Der Nationalität nach waren 439 Kinder Brasilianer, 103 Reichsdeutsche, 18 Österreicher, 6 Argentinier, je 4 Chilenen und Russen. Die Deutsche Schule in Rio wird also zum weitaus größten Teil von nichtdeutschen Kindern besucht.

Die letzten Nachkommen Lederstrumpfs. Eine in New York gegründete Gesellschaft für amerikanische Heimat- und Volkskunde will jetzt die in den Bergen von Kentucky, in Süd-Karolina und Tennessee noch vorhandenen Siedlerfamilien, die teilweise direkte Nachkommen von Daniel Boone, dem Original-Lederstrumpf, sind, für die Volkskunde besonders berücksichtigen. Die Siedler, Hill-Billsids genannt, leben noch in ganz einfachen Verhältnissen. Sie sprechen noch heute die Sprache des elisabethanischen Zeitalters und sind darum kaum zu verstehen. Viele von ihnen haben noch nie eine Eisenbahn gesehen. Viele wissen nicht, daß es Auto, Telephon oder Radio gibt. Fast in jeder Familiengemeinschaft findet man einen Balladenfänger, und in diesen selbstgedichteten Balladen lebt auch die Erinnerung an die alte Heimat und ihre Helden und an die großen Indianerkämpfe fort.

Der zwischenstaatliche Lehreraustausch hat angesichts der Erschwerung von Studienreisen durch die Devisenlage in den letzten Jahren zunehmende Bedeutung erlangt. Der Unterschied zwischen dem Bildungsreisenden des 19. Jahrhunderts und dem Austauschlehrer besteht darin, daß sich der Austauschlehrer als Arbeiter tätig in die Lebensordnung des fremden Volkes einordnet.

Über die Praxis des Lehreraustausches teilt Dr. Theodor Wilhelm im Amtsblatt des Reichserziehungsministers mit, daß sich England gegenüber die Form der deutsch-englischen Erzieherlager eingebürgert hat, die, teils in Deutschland, teils in England, je etwa 20 deutsche und englische Lehrer für einige Wochen zusammenführten. Mit anderen Ländern schweben ähnliche Pläne. Das Hauptgewicht liegt jedoch beim langfristigen Austausch junger Studienreferendare und -assessoren. Gemäß einem Abkommen zwischen Deutschland und den französischen und englischen Unterrichtsbehörden erfolgt der Austausch der jungen Pädagogen für die Dauer eines ganzen Schuljahres. Auf diese Weise schickt Deutschland alle Jahre je 35 junge Erzieher nach England und Frankreich. Die gleiche Zahl französischer und englischer Erzieher wird an deutschen höheren Schulen aufgenommen.

Der Referent wendet sich in diesem Zusammenhang gegen ein Mißverständnis, das immer wieder in gewissen ausländischen Blättern auftaucht, und erklärt, daß der Austauschlehrer kein nationalsozialistischer „Propagandist“ sei, der mit einem Netz geheimer polizeilicher Überwachung ungarnt werden müsse. Gerade die große Sorgfalt, die Deutschland auf die Auswahl seiner Austauschlehrer verwende, spreche gegen politische Intentionen, dagegen für die ernste Auffassung der maßgebenden deutschen Stellen von der erzieherischen und pädagogischen Verantwortung, die der Austauschlehrer draußen zu tragen habe.

Das Einwanderungsproblem in den USA.

Aus den Akten des amerikanischen Einwanderungskommissars entnehmen wir folgende interessante Daten:

„Zu den Ausländern, deren Einwanderung in dem immer noch verhältnismäßig dünn besiedelten Raum der Union durch die Kontingente und, kaum weniger, durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Auswanderungsländer auf einen seit einem Jahrhundert nicht mehr gekannten niedrigen Stand gebracht worden ist, gehören freilich auch Menschen aus dem gleichen Kontinent — Kanadier, Mittel- und Südamerikaner — Menschen aus Afrika und aus Asien.

Den weitaus überwiegenden Anteil aber hat während drei bis vier Menschenaltern und selbst noch bis in die letzte Zeit hinein Europa gestellt — ganz abgesehen davon, daß der Menschenaustausch beispielsweise mit Kanada für amerikanische Augen kaum etwas anderes ist als Binnenwanderung, und daß ja auch die zuwandernden Kanadier oder ihre Vorfahren aus Europa stammen . . . Die Frage der überseeischen Wanderung ist somit in mindestens gleichem Grade eine europäische Frage wie eine amerikanische: mit umgekehrten Vorzeichen natürlich. Was Amerika in so vielfältigen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, rassistischen Gesichtspunkten als Einwanderungsproblem sieht, ist für Europa das noch abstufungsreichere Problem der Auswanderung. USA. erhält seine Einwanderer nicht nur aus Europa, Europa schickt seine Auswanderer nicht nur nach USA. Beide Arten von Wanderung aber sind so gering geworden, daß man fast in der Lage ist, die vorläufige Schlußbilanz mehr als eines Jahrhunderts zu ziehen.

Amerika wurde durch Einwanderung aus Europa groß; Europa hat durch die entlastende Auswanderung nach Amerika die Lage auch seiner heimischen Menschenmassen in schwierigen Zeiten verbessert. Von der amerikanischen Seite her ist die Entwicklung leichter zu übersehen. In den Tagen der Unabhängigkeitserklärung hatte das (damals freilich kleine) Gebiet der ‚Vereinigten Staaten‘ drei Millionen Einwohner, um 1800 fünf Millionen, um 1870 etwa 40 Millionen, immerhin nicht mehr als das eben erstehende Deutsche Reich; heute hat es 128 Millionen, ein Viertel der europäischen Volkszahl, zwei Fünftel des Weltvermögens und -einkommens. Dies riesenhafte Wachstum auf allen Gebieten geschah nur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts überwiegend aus eigenen Vermehrungs- und Entfaltungskräften. Spätestens von den 1870er Jahren an war für das Wachstum der Vereinigten Staaten an Volkszahl und Arbeitskräften die Zuwanderung aus Europa entscheidend, ihr Anteil an diesem Wachstum wurde bis zum Weltkrieg immer größer; zu dieser Zeit entfiel auf den jährlichen Bevölkerungszuwachs von etwa 1,8 Millionen eine volle Million, also mehr als die Hälfte, auf den Einwanderungsüberschuß. Gleichzeitig änderte sich freilich die Herkunft der Einwanderer: der Anteil der Deutschen sank schon vor dem Kriege von einem Höhepunkt von fast 200000 auf kaum 20000; beinahe in gleichem Maße nahm die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa zu. In den Vereinigten Staaten galt diese Entwicklung als unerwünscht, die zuvor gleichsam elementar zufließende Einwanderung wurde geregelt: zuerst nach gesundheitlichen Gesichtspunkten, dann nach bevölkerungspolitischen, indem man den nord- und westeuropäischen Einwanderern größere Kontingente gewährte, zuletzt nach nationalwirtschaftlichen — die Einwanderung wurde so gut wie zum Aufhören gebracht.

Wie sehen die gleichen Vorgänge von Europa her aus? 32 bis 35 Millionen seiner Menschen hat es seit 1820 an Amerika abgegeben; bis zum Weltkrieg fast 300000 im Jahres-Durchschnitt. Unmittelbar vor dem Kriege überschritt aber dieser Zustrom die Million (davon 200000 allein aus dem damaligen russischen Reich!). Die gesamte Auswanderung aus europäischen Ländern nach Übersee aber kam um 1913 den zwei Millionen nahe; von dieser Zahl sind allerdings zwei Fünftel auf die Rückwanderung abzurechnen und auf den Menschenaustausch innerhalb des britischen Reiches. Der Weltkrieg brachte die große Wende: besonders in den letzten Jahren sank die gesamte Auswanderung aus Europa auf weniger als 200000, der Anteil von USA. auf kaum 15000. Die wirtschaftliche wie die politische Veränderung des Weltzustandes drückt sich darin aus.“

Die Brücke zum Ausland:

Verein Chinesischer Studenten in Deutschland

P. F. T a o

Der Verein Chinesischer Studenten, Sitz Berlin, wurde etwa vor fünfzig Jahren gegründet. Er umfaßte damals nur etwa vierzig chinesische Studenten als Mitglieder.

„Schaffung von kulturellen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern“,

„Schaffung einer engen Zusammenarbeit zwischen der chinesischen und deutschen akademischen Jugend“,

sind die Ziele dieses Vereins.

Nach dem Weltkrieg hat die Zahl der chinesischen Studenten in Deutschland sich stark vermehrt. Das alte Vereinshaus erwies sich mit seinen drei Zimmern nun als viel zu klein, und im Jahre 1932 wurde das jetzige Quartier, Leibnizstraße 62, in dem sieben Räume zur Verfügung stehen, bezogen.

Dieses besitzt eine große Bibliothek mit zahlreichen Bänden chinesischer und deutscher Literatur, ein Lesezimmer mit mehreren Zeitungen und Zeitschriften, Büro-, Billard- und Sammlungszimmer.

Heute hat dieser Verein mehr als fünfhundert Mitglieder, denen stets wissenschaftliche Hilfe, gesellschaftliche Unterhaltungen, Studienreisen und Besichtigungen in reichem Maße geboten werden. Nach der Olympiade hat der Verein verschiedene Besichtigungen, speziell für die chinesischen Sportler, organisiert, um ihnen dadurch die Gelegenheit zu geben, Eindrücke von dem Aufbaumillen und den Aufbauarbeiten des heutigen Deutschland zu gewinnen. Eine Tat, die einen neuen Meilenstein für die deutsch-chinesische Zusammenarbeit bedeutet.

Von den fünfhundert chinesischen Studenten, die meistens Staatswissenschaftler, Techniker, Naturwissenschaftler, Mediziner usw. sind, leben allein etwa 300 in Berlin. Die übrigen verteilen sich auf München, Hamburg, Frankfurt a. M., Freiburg, Darmstadt, Jena, Breslau, Leipzig, Dresden, Hannover, Köln, Bonn und einige andere Universitätsstädte. In vielen dieser Städte sind auch Ortsgruppen des Vereins gegründet worden.

Die deutschen Professoren bringen den chinesischen Studenten schon von jeher große Sympathie entgegen. Sie unterstützen sie in jeder Weise. Dieses gute Verhältnis kommt besonders in den kleinen Universitätsstädten zum Ausdruck. Für wissenschaftliche Forschung sind besondere Fachschaften vom Verein gegründet worden, wie die Fachschaft der Chemiker und Physiker, der Techniker, Flieger, Mediziner, Staatswissenschaftler, Pädagogen usw. Diese Fachschaften sorgen dafür, daß ihre Mitglieder die Möglichkeit haben, wissenschaftliche Anstalten zu besichtigen oder in Fabriken praktisch zu arbeiten. Außerdem sind auch Organisationen, in denen besonders Sport, Musik, Photographie, Gesang und Schach gepflegt werden, dem Verein angeschlossen, so daß die Studenten ihre Freizeit dazu benutzen können, ihrem persönlichen Interesse nachzugehen.

Zur Pflege der persönlichen Beziehungen zwischen den in Berlin studierenden jungen Chinesen und ihren deutschen Kommilitonen, sowie den sonstigen deutschen China-Freunden und um zugleich eine Aufklärungsarbeit für das oft falsch dargestellte China zu leisten, hat der Verein entweder selbst oder durch den „Deutsch-chinesischen Akademiker-Kreis“ regelmäßige Freundschafts-, Vortrags- und Vorführungsabende veranstaltet, an denen oft mehrere hundert Personen teilgenommen haben.

Die Jugend von heute hat die Aufgabe, immer danach zu streben, ein wahrheitsgetreues Bild von fremden Ländern zu gewinnen, und nicht durch eine aufgesetzte tendenziöse Brille zu schauen, ebenso wie sie auch von ihrem eigenen Vaterlande nur der Wirklichkeit entsprechende Verhältnisse den anderen übermitteln soll.

So sehen die chinesischen Studenten es als eine notwendige Pflicht an, der Jugend Europas und ganz besonders derjenigen Deutschlands, die ihnen durch ihren hiesigen Aufenthalt

besonders nahe steht, ein echtes Bild Chinas zu zeigen, ebenso wie sie stets auch ein wahres über ihr eigenes Vaterland zu berichten versuchen.

Die Deutsch-Japanische Gesellschaft

Seit ihrer im Jahre 1935 erfolgten Reorganisation und Übernahme des Vorsitzes durch Admiral a. D. Paul Behncke hat sich der Wirkungsbereich der Deutsch-Japanischen Gesellschaft fortschreitend erweitert und die Zahl ihrer deutschen und japanischen Mitglieder ist gestiegen. Der derzeitige japanische Botschafter, Vicomte Kintomo Mushakoji, ist ihr Ehrenpräsident.

Die Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, die geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan zu pflegen und immer reger und enger zu gestalten. Sie will als Sammelpunkt des deutsch-japanischen Kulturaustausches nach allen Seiten hin unterrichtend, unterstützend und anregend wirken und erreichen, daß unsere Anteilnahme an Japan mehr und mehr wächst, wie es erfreulicherweise in den letzten Jahren bereits geschehen ist. Außer der Förderung des unmittelbaren Nachrichtenaustausches durch persönlichen Verkehr der Angehörigen der verschiedensten Berufskreise beider Länder erstrebt die Gesellschaft die Schaffung neuer Pflegestätten der Japankunde, sowie einen vermehrten Austausch von Studierenden und Gastprofessoren, damit das oft nur oberflächliche Interesse für Japan in gründliches Kennen und Verstehen umgewandelt wird. Gehaltvolle Vorträge, vielfach auch von Japanern selbst gehalten, sowie gesellschaftliche Veranstaltungen, die sich stets eines regen Zuspruchs erfreuen, haben die persönlichen Verbindungen zwischen Japanern und Deutschen zu festigen und auch diejenigen von uns, die Japan nicht aus eigener Anschauung kennen, für japanische Kultur und Kunst lebhaft zu interessieren vermocht.

Die Tätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich aber auch darauf, Japaner, die Deutschland besuchen, zu betreuen und ihnen zu helfen, unser Land in seinen verschiedenen Lebenserscheinungen wirklich kennenzulernen und sich ein eigenes Urteil über Deutschlands Entwicklung seit dem Regierungsantritt Adolf Hitlers zu bilden. Diesem Zwecke dienen vor allem regelmäßige Führungen, die stets eine stattliche Teilnehmerzahl aufweisen. Besonders reges Interesse rufen bei den Japanern alle die nationalsozialistischen Kultureinrichtungen hervor, die zur Schaffung einer engen Volksgemeinschaft und zur Erziehung unseres Volkes bestimmt sind (Arbeitsdienst, Hitlerjugend, NSB, Arbeitsfront usw.). Ferner ist die Gesellschaft bemüht, die Vertreter der verschiedenen Arbeitsgebiete der Wissenschaft und die Angehörigen freier Berufe beider Länder einander auch persönlich näherzubringen und sie unter Betonung der beiden Völkern gemeinsamen Probleme darauf hinzuweisen, wie nutzbringend ein Ringen um gleiche Ziele sich auswirken könnte.

Die Deutsch-Japanische Gesellschaft ist sich auch bewußt, daß enge kulturelle Beziehungen die unentbehrliche Grundlage für fruchtbare Zusammenarbeit auf dem Felde der Wirtschaft bilden.

Zeitschriftenlese

In der bekannten „Zeitschrift für Geopolitik“ findet sich aus der Feder von Franz Springer ein Aufsatz, der aufzeigt, in welcher Weise Großbritannien es verstanden hat, auch den Rundfunk für seine politischen Machtziele und die Empireidee einzuspannen:

Presse und Rundfunk sind die modernen Schrittmacher neuer Methoden der Menschenführung. Die unermeßliche Raumgewalt des Rundfunks hebt jede räumliche Begrenzung auf und sichert zugleich den inneren Zusammenhalt der vielfältigen Elemente und Entwicklungen, wie sie sich z. B. aus der auf fast alle Völker der Erde einwirkenden britischen Weltpolitik ergeben. Der tatkräftige und umfassende Ausbau des Rundfunks im Dienste britischer Welt-

politik ist ein Beweis dafür, daß seine schöpferische Kraft in vollem Umfang erkannt worden ist und zum Einsatz gebracht wird. In einer Entwicklung, wie sie sich ähnlich nur in Deutschland vollzog, hat England den Rundfunk als modernstes Mittel der Führung und Beeinflussung seines Reiches und darüber hinaus der Welt ausgebaut.

225 Rundfunksender, davon 31 im Mutterland, sind heute das wichtigste Instrument englischer Politik gegenüber der Weltöffentlichkeit und im Dienste des inneren Zusammenhalts des Reiches. Der Empirerundfunk, der im Rahmen des englischen Rundfunks mit Recht eine Sonderstellung genießt, gliedert sich in fünf Zonen:

1. Australien, Neuseeland, Indien.
2. Burma, Malaiische Staaten.
3. Irak, Ägypten, Ost- und Südafrika.
4. Westafrika, Atlantische Inseln.
5. Kanada, Westindien, Trinidad, Britisch-Guinea.

Diese Aufteilung ist nicht nur das Ergebnis technischer Erwägungen (Richtwirkung der Kurzwellen), sondern fußt vornehmlich auf geopolitischen Gegebenheiten. Die in den fünf Gruppen genannten Gebiete bilden im Rahmen des Empire geschlossene Räume besonderer Prägung und politischer Problemstellung und erfordern darum auch eine gesonderte rundfunkpolitische Erfassung, wobei sogleich wieder die verbindende Wirkung des Rundfunks erkennbar wird, der wesentlich dazu in der Lage ist, diese Entwicklungszentren aufeinander abzustimmen und ohne Rücksicht auf Verschiedenheiten in Sprache und Lebensraum auf einen Gesamtzweck hinzuordnen. Wesentlich kommt ihm hierbei die Tatsache zugute, daß er in der englischen Sprache ein allgemeinverständliches Mittel besitzt. Die Wirkung des Empirerundfunks wäre nationalpolitisch sogleich in Frage gestellt, wenn er in seinen Sendungen den Umweg über Fremdsprachen nehmen müßte. Die englische Sprache ist eine derart elementare Voraussetzung britischer Weltgeltung, daß ihre Bedeutung leicht unterschätzt wird. Dabei bringt sie aber erst recht zum Ausdruck, wieviel von dieser Welt den englischen Stempel trägt, denn diese sprachliche Gemeinsamkeit ist zugleich Ausdruck einer weitgehenden geistigen Angleichung.

Im Septemberheft des „Inneren Reiches“ findet sich ein interessanter Aufsatz von Kurt Woermann über die Frage „Europäer und Asiaten in Afrika“, dem wir folgendes entnehmen:

„Es gibt eine Großmacht in Europa, die angeblich um eines Prinzips oder um einer ‚Weltanschauung‘ willen, in Wirklichkeit aber aus dämonischer Herrschsucht, gegen Volk und Völker wütet und wüftet. Es gibt andere Großmächte, die in bezug auf völkische Notwendigkeiten wie mit Blindheit geschlagen sind. Es scheint, daß Deutschland heute die einzige Macht ist, die sich um die Idee der völkischen Aufgaben des Staates müht.“

Afrika in der Hand der Asiaten bedeutete nicht gleich den Tod Europas. Aber es würde bedeuten, daß die Asiaten diejenigen Entfaltungsmöglichkeiten bekämen, die Europa für sich zu nehmen und zu sichern versäumt hat. Es würde bedeuten, daß wir Europäer in eine Lebensenge gedrängt werden, in der erfahrungsgemäß aus Kulturvölkern Kulivölker werden. Einem solchen Schicksal sollten wir unsere Nachkommen nicht sehenden Auges aussetzen. Das setzt allerdings voraus, daß wir in der Politik tatsächlich und praktisch und nüchtern ebenso an das Volk wie an den Staat denken; das heißt also auch an unsere Nachkommen, an unsere leiblichen Kinder und Kindeskinde — an unsere ‚Nächsten‘, wie die Bibel sagt — und an ihre Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten; an die Entfaltung und Stärkung ihrer Kraft im Kampfe um ihren Lebensraum, der ihnen nicht erspart bleiben wird. Denn worauf kommt es denn an in der Aufeinanderfolge von Generationen, die wir das ‚ewige Leben des Volkes‘ nennen? Doch wohl darauf, daß die kommenden Generationen die Lebenskraft und die Überlegenheit wahren und behaupten, die ihnen von den Vätern vererbt ist! Das aber können wir nicht von unseren Nachkommen verlangen, wenn wir sie in erstickender Enge zurücklassen.

Der Kampf der Völker um den Raum ist hart und grausam. Aber die Völker haben nur die Wahl zwischen der Grausamkeit gegen andere — und der Grausamkeit gegen die eigenen Nachkommen. Und selbst dann fragt es sich, auf Afrika gesehen, immer noch, ob es nicht grausamer ist, afrikanische und asiatische Völker in Afrika sich selbst zu überlassen, als die afrikanischen Völker samt etwaigen Millionen asiatischer Einwanderer durch ein zahlreiches,

lebenskräftiges, staatlich gut organisiertes afrikanisches Europäertum zu beherrschen, das heißt in menschlicher Ordnung zu halten.

Das sind die Fragen, vor die sich Europa, das heißt die europäischen Großmächte, des afrikanischen Raumes wegen in nicht ferner Zeit gestellt sehen werden.

Die führende außenpolitische Zeitschrift „**Hochschule und Ausland**“, Monatschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit, bringt in ihrem August-Heft wieder eine Fülle von interessanten und grundlegenden Arbeiten. Unter der Überschrift „**Nationalsozialismus und Wissenschaft**“ wird die von dem Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Heidelberg gehaltene Rede veröffentlicht. „Die Frage der Freiheit der Wissenschaft im neuen Deutschland rührt an die Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung. Ein Verständnis ist nur von innen heraus möglich, nicht jedoch durch das Herantragen unzutreffender Voraussetzungen und Maßstäbe.“ — In seiner Rede, aus Anlaß des 550jährigen Bestehens des Universität Heidelberg gehalten, heißt es u. a.:

„Das Fundament des Nationalsozialismus ist die Gewißheit, daß alle geistigen Bewegungen ebenso wie politische Gründungen nur insoweit auf dauernden Bestand rechnen dürfen, als sie sich auf ein in ihrer Grundrichtung ihnen entsprechendes Menschentum als Träger stützen können. Die deutsche Geschlossenheit entstand durch Aktivierung dieser völkischen Substanz zunächst zur Schaffung eines einheitlichen politischen Willens, der Voraussetzung eines Führerstaates. Die Bemühungen der Wissenschaft jedoch, sich vom Strom der neuen Bewegung befruchten zu lassen und ihre Fragen aus der neuen Sicht zu stellen und zu lösen, erregten die Aufmerksamkeit des Betrachters zunächst weniger, als vielmehr gewisse politische Maßnahmen des Staates, die im Vollzug der nationalsozialistischen Revolution auch an den Hochschulen notwendig wurden. Der nationalsozialistische Staat braucht sich wegen keiner seiner Maßnahmen zu verteidigen. Die alte Idee der Wissenschaft, begründet auf dem Glauben an den Herrschaftsanspruch des abstrakten Intellekts, ist dahin. Die neue Wissenschaft unterscheidet sich zutiefst von einem Erkenntnisbegriff, der seine Würde in der Zeitlosigkeit seines Wahrheitsstrebens erblickte. Die wahre Autonomie und Freiheit der Wissenschaft liegt darin, geistiges Organ der im Volke lebendigen Kräfte und unseres geschichtlichen Schicksals zu sein und sie im Gehorsam gegenüber dem Gesetz der Wahrheit darzustellen.“

Die Monatschrift für Deutsche Vorgeschichte, „**Germanen-Erbe**“, ist als amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte wissenschaftlich gründlich in seiner Wiedergabe altgermanischer Überlieferungen. Sie berichtet von frühgeschichtlicher Baukunst, von der Werkstatte des Steinzeitmenschen, davon, wie unsere Vorfahren ihre Äcker bestellten und ihre hohe Sittlichkeit und Frömmigkeit im Familienleben.

Das „**Deutsche Adelsblatt**“ veröffentlicht in seiner letzten Nummer unter dem Titel: „**Die Weltwirtschaft und der neue Vierjahresplan**“ einen Beitrag von Dr. Grosse, dem wir folgendes entnehmen:

„Über die Bedeutung des neuen deutschen Vierjahresplanes in seinem ganzen Ausmaß wird sich die Welt erst nach und nach klar werden. Man mag heute noch auf die hohen Kosten der Ersatzstoffe verweisen, mag betonen, daß diese doch nicht mit den billigen natürlichen Stoffen konkurrieren können. Das ist vorläufig noch durchaus richtig. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß, wenn erst einmal die Kosten für die Produktionsanlagen amortisiert sind, wenn die Erzeugung in großem Maße durchgeführt wird, auch die Kosten des einzelnen Produktes ständig sinken. Daß der künstlich erzeugte Werkstoff dem natürlichen an Güte und Haltbarkeit nicht unterlegen zu sein braucht, sondern, wie es bei der ‚Buma‘, dem synthetischen Kautschuk, der Fall ist, sogar überlegen sein kann, hat die Erfahrung bereits ebenfalls gezeigt. Es kann so der Augenblick kommen, wo das Monopol der natürlichen Rohstoffe wirklich erschüttert wird, wo das Schlagwort ‚Chemie bricht Monopole‘, eine immer größere Bedeutung gewinnt, zumal auch andere Länder, wie insbesondere das durch die Sanktionen zeitweilig aus der Weltwirtschaft ausgeschaltete Italien, den gleichen Weg der Rohstofficherung gehen.“

Büchertafel

Dr. Ernst Gerhard Jacob: Kolonialpolitisches Quellenheft. Die Frage der Wiedererwerbunq unserer Kolonien darf nicht ruhen, wir verzichten nicht auf den für ein übervölkertes Land notwendigen Außenbesitz. Daher muß der Gedanke hieran im Volke wach gehalten werden. Nicht mit allgemeinen Betrachtungen oder Sentimentalitäten ist das zu erreichen, nur genaue Kenntnis der Vorgänge, welche zum Verlust der Kolonien führten, Wissen um die Kolonialbewegung in Deutschland, Entwicklung der ehemaligen deutschen Auslandsbesitzungen, ihre Verwaltung durch die Mandatare, wie steht das Ausland heute zur deutschen Kolonialfrage, alles dieses sind Gebiete, über welche der Deutsche heute genau unterrichtet sein muß. Hierzu gibt das Kolonialpolitische Quellenheft ein ganz ausgezeichnetes Material, und es kann jedem Deutschen, der nur seiner Pflicht genügt, wenn er an der Festigung des kolonialen Gedankens mitarbeitet, auf das wärmste empfohlen werden.

Philipp, Konteradmiral a. D.

Colin Kos: Das Meer der Entscheidungen — Beiderseits des Pazifik. 3. A. Brockhaus, Leipzig. 4. völlig neubearbeitete Auflage. 329 S. mit 97 Abbildungen und 7 Kartenskizzen.

Vor einem Jahrzehnt schrieb Colin Kos sein weit bekanntes Buch „Das Meer der Entscheidungen“. Die inzwischen eingetretenen neuen politischen Konstellationen und weltpolitischen Veränderungen trieben den Verfasser dazu, eine neue Bearbeitung vorzunehmen, die eigentlich ein Buch mit neuen Erkenntnissen auf vollkommen neuer Grundlage darstellt. An Hand von persönlichen Eindrücken und scheinbar zufälligen Einzelerlebnissen seiner letzten Reisen umreißt Colin Kos in seiner packenden Weise die großen Probleme des Sturmsentrums in der Weltpolitik des Stillen Ozeans. Er geht ausführlich und klar auf die inneren Entwicklungen der einzelnen am Rande des großen pazifischen Beckens gelagerten Völker ein und formt die Entscheidungen der einzelnen politischen und wirtschaftlichen Nationalräume, deren 900 Millionen Bewohner nach einer neuen politischen und seelischen Prägung und kulturellen Neuformung drängen, zu einem großen Gesamtbilde.

Koku.

Geschichte Rußlands. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Stählin. 3. Band. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.) Mit zwei Kartenbeilagen. 550 S.

Dieser Band, der eigentlich der letzte des Werkes sein sollte, berichtet über die Jahre von 1800 bis 1855, der Regierungszeit Alexander I. und Nikolaus' I., an Hand von Quellen, die bisher nicht voll ausgeschöpft waren. Der Verfasser zeigt hier die innere Entwicklung des russischen Reiches und das Hineinreifen in die europäischen, insbesondere die deutschen

Verhältnisse. Die Darstellung ist so lebendig, daß der Leser auf weite Strecken hin nicht den Eindruck einer gelehrten Abhandlung sondern einer frischen Erzählung hat. Dieses Werk, das in leicht eingehender Form die Entwicklung der geistigen Grundlagen und des Bildungslebens im russischen Reich, die Auseinandersetzungen der führenden Schichten mit dem vom Westen kommenden Gedankengut darstellt, wie es im Schrifttum, der Tonkunst, in Weltanschauungsfragen, in Glaubensgrundsätzen, in der Kunst oder in politischen Einsichten zum Ausdruck kommt, bereitet zum guten Teil das Verständnis für die heutige Zeit vor. St.

Erich Dautert, „Auf Walfang und Robbenjagd im Südatlantik“. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Mit 29 Bildern des Verfassers. 208 Seiten.

Ein prächtiges, vorzüglich geschriebenes Buch, das in der Form sachlichster Berichterstattung die ganze unerhörte Spannung der wahren Abenteuerromantik des Walfanges und des Lebens in der Arktis dem Leser mitteilt. Daß bei knappster, fast nüchternen Darstellungsweise, unter bewußtem Verzicht auf jegliche Stimmungsmalerei und effektvolles Herausarbeiten der Höhepunkte dieser unerhört gefahrenreichen und einzigartigen Forschungsreise die Wirkung des packenden seltenen Miterlebens erzielt wird, abgesehen von der reichen Fülle mitgeteilten Wissens über diese fernste, einsamste Männerwelt arktischer Jagdgebiete und Gebräuche und über die erschütternde Tragödie ihrer Opfer, ist ein Beweis für eine ganz große begnadete Erzählerkunst, die den Verfasser in die erste Reihe eindruckvollster Natur-, Tier-, Lebens- und Menschenschilderer stellt. Es bedeutet einen reichen Gewinn, dieses Buch zu lesen und zu besitzen. Wf.

Weltgeschichte eines falschen Priestertums: „Das Jesuiten-Buch“ von Gerhard Schulke-Pfaelzer. Brunnen-Verlag — Willi Bischoff, Berlin. Reinen 5,60 M.

Die Compagnie Jesu, gegründet im 16. Jahrhundert von Ignatius de Loyola, die die verhängnisvollen Vorkämpfer der Politisierung des religiösen Lebens in Europa waren, erhalten hier durch den Verfasser eine kritische Darstellung ihrer mit fanatischem Eifer geführten rücksichtslosen Kämpfe um die Ausbreitung der Macht des Papsttums. Die Jesuiten hatten zu ihrem Arbeitsfeld die Welt erwählt, sie hatten ihre Sendboten im Fernen Osten ebenso angeseht wie in Südamerika, wo sie ein eigenes Indianerreich auf kommunistischer Grundlage errichteten. Die Arbeit leuchtet tief in die inneren Zusammenhänge der weltumspannenden und das Nationalgefühl der Völker untergrabenden Arbeit der Jesuitentruppe hinein, die lange Zeit hindurch als Vorkämpfer und radikaler Stoßtrupp des Papsttums die Völker dieser Erde beunruhigte.

—era.

Das Sapagbuch von der Seefahrt von Hans Leip. Verlag Knorr & Hirth, München. 112 Seiten, 65 Künstlerzeichnungen, 32 ganzseitige Bildtafeln. 2,80 M.

Wer viel gereist ist, kann sich kaum noch in die Lage von Menschen versetzen, die noch nie eine Seefahrt mitgemacht haben. „Nur wenige erreichen es aber, den Reiz des ziellos Drauflosfahrens kennenzulernen, in dem das Abenteuerliche der Seefahrt sich erst offenbart.“ Dieser Satz Edschmids drückt die Quintessenz dessen aus, was die eigentliche Romantik der Seereisen ausmacht. Nun ist die „Sapag“ freilich ein sehr ernsthaftes großes Schiffsahrtsunternehmen mit absolut fahrplanmäßig geregelter Passagier- und Frachtdienst nach fast allen Teilen der Welt, das praktisch solchen Gelüsten planlos segelnder Trampffahrer keineswegs entgegenkommt. Umso anerkannterwertiger ist es, daß die von Hans Leip zusammengestellten Beiträge der 21 Verfasser, die das lebendig-farbige Mosaik des Sapagbuches formen, dennoch der ewigen Sehnsucht dienen, die von jeher Menschen über die Meere zieht und immer wieder ferne Gestade aufsuchen läßt, bis der Ruf der Heimat sich endlich doch ebensooft wieder stärker erweist und so allem Sehnen in die Ferne seine letzte und tiefste Berechtigung gibt.

Unter den Beiträgen finden sich Perlen deutschen und nordischen Schrifttums von Hauptmann, Johst, Blunck, Binding und Hamsun und Gunnarsson und machen, ebenso wie die vielen Zeichnungen erster Künstler und auch die zahlreichen guten Bildtafeln den bleibenden Wert des Buches aus. Wf.

In Fischadlers Reich von Stig Wehlén. Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin. 80 Seiten. 90 Abbildungen. 4,— M.

Der bekannte schwedische Forstmeister und Tierkennner hat dank seiner einzigartigen Einfühlungsgabe mit hingebender Beobachtungsforgfalt dem Leben des in seiner Seltenheit doppelt wertvollen Großraubvogels bis in die intimsten Regungen seines Alltags nachgespürt. Das Ergebnis sind nicht nur die 75 prachtvollen Bilder, die uns das Buch aus diesen der Allgemeinheit unbekanntem Bezirken urwüchsigster Natur beschert, sondern auch ein fesselnder Text, in dem der Verfasser von den wochenlangen Mühen um die Ergebnisse dieser menschlichsten und schwierigsten Art der Jagd auf weltfernes Wild anschaulich und spannend zu erzählen weiß. Auch von sonstigem Getier in den

einsamen nordischen Wäldern wird in Wort und Bild erzählt; von Haselbühnern, von Birkbahn- und Auerbahnholz, die sich dort oben noch fast ungestört vom naturfeindlichen Walten des Menschen in freier Wildbahn entfaltet. Für Jagd- und Naturfreunde ein herrliches Buch! Wf.

Das verlassene Storchennest. Von G. van Nes-Miskens. Übersetzung aus dem Holländischen von Hanna Corbach. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. 295 Seiten. Leinen 4,50 M.

„Das verlassene Storchennest“ ist eine Fortsetzung des im vergangenen Jahre erschienenen Buches „Die Bergmankinder“. Es erzählt das Schicksal einer holländischen Pfarrersfamilie. Von den zehn Kindern fliegt eins nach dem andern aus dem Nest. Auch der Tod hält Einkehr. In einfacher schlichter Sprache schildert die Verfasserin ein glückliches Familienleben. Das Buch wird gern gelesen werden.

Eingegangene Bücher:

Anton Mayer: „Aufstieg zur Weltmacht“. Entstehung, Entwicklung, Vollendung des britischen Weltreichs. Buchhandlung des Waisenhauses S. m. b. S., Halle (Saale). 340 S. Ganzleinen 5,80 M.

P. C. Ettighoffer: „Moskau Compègne Versailles“. Erlebnisse eines deutschen Nachrichtensoffiziers. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 200 S. Leinen 4,40 M.

Hugo Raher: „Ramuk der Fremde.“ Eine Erzählung vom Leben und Kampf unserer Vorfahren in der jüngeren Steinzeit. D. Sundert Verlag. In Leinen 5,60 M.

Gustav Amann: „Chiang Kaishek“ und die Regierung der Kuomintang in China. Kurt Bwinkler Verlag.

Alfred von Pawlikowski-Cholewa: „See und Völker-Schicksal.“ Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten. R. Oldenbourg, München-Berlin. 488 Seiten. Leinen 8,50 M.

A. E. Johann: „Känguruhs, Kopra und Korallen.“ Fahrten und Erlebnisse in Australien und der Südsee. Verlag Ulstein, Berlin.

Hsue-Heng. Herausgegeben von dem Verein Chinesischer Studenten e. V.

„Das Neue China.“ Sondernummer zum Gedenken an Dr. Sun Yat-sen. Herausgegeben von der Sektion der Kuomintang in Deutschland, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.

Hsue-Heng. Schriftenreihe des Vereins Chinesischer Studenten e. V. Verlag Artur Collignon.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C 2, Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: A. Chudzinski, Berlin W 35, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, W 35, Potsdamer Str. 111, Fernruf: B 2 Lützw 9096 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21 / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. III. Vj. 1936: 7000 / Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 1.



Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

**Theaterpiel und
Filmvorführungen,
Vorträge und
kulturelle Veranstaltungen
jeder Art**

In erster Linie sollen dort die *Auslands-Vereinigungen* und Kolonien der Deutschland-befreundeten fremden Völker mit ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte für ihre *nationalen Feiern und Feste* finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige *Stilbühne* mit vielen Nebenräumen, eine vollständige *Tonfilmanlage* und gewährt, bei vorzüglicher Akustik, im Parkett und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle
Gesellschaft für Länderkunde
Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

Mosley

der Führer der englischen Faschisten,
schreibt für Deutschland zum ersten Male
in einer deutschen Zeitschrift.

In dem großen weltpolitischen
September-Heft der

GEO POLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT
**WELTPOLITIK &
WELTWIRTSCHAFT**

erscheint sein programmatischer Aufsatz

Das große Entweder = Oder

Die europäische Synthese innerhalb
der universalistischen Bestrebungen
des Faschismus und Nationalismus

MOSLEY

anerkennt Deutschlands politische Interessen und Ansprüche (z. B. auf Kolonien) und ruft die faschistischen Staaten Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des Bolschewismus auf.

Das September-Heft der *GEOPOLITIK* (Umfang 80 Seiten mit vielen Karten) enthält ferner Aufsätze von Colin Ross, Generalmajor Prof. Dr. Haushofer, Springer, Borgmann u. a. — Es kostet einzeln RM 2.—. Neu hinzukommende Bezieher erhalten das 4. Vierteljahr dieser Zeitschrift, also bis Ende Dezember 1936 für RM 5.50 bei freier Zustellung, außerdem obiges Heft kostenlos zur Probe.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK
KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.
HEIDELBERG

Hier abtrennen! Drucksache 3 Pf. — Ich bestelle hiermit kostenlos das Septemberheft u. für Oktober—Dezember die „Zeitschrift für Geopolitik“ für RM 5,50 bei freier Zustellung.

Name:

Anschrift:

Soeben ist erschienen:

Wilhelm Schüller
Adolf Lüderitz

Ein deutscher Kampf um Südafrika von 1883 bis 1886

Umfang 272 S. nebst einem Bildnis von Lüderitz, 15 Bildtafeln u. 1 Karte.

Seheftet RM 5,— / In Leinen gebunden RM 7,—

Das Leben Adolf Lüderitz', dessen Name unvergänglich mit dem Beginn der deutschen Kolonialgeschichte verbunden ist, ist ein Beispiel und zugleich ein neuer Beweis dafür, was Einsicht und Wille, Entschlußkraft und Bereitschaft zur Tat zu erreichen vermögen. Und doch erhalten wir in diesem Buch mehr als nur eine Lebensbeschreibung. Denn neben einem Einblick in das Leben und die Denkweise eines echten hanseatischen Kaufmanns bietet es dem Leser eine Darstellung zeitgeschichtlichen Inhalts, die, auf die verlässlichsten Quellen gestützt, überraschende Aufschlüsse gewährt in die bedeutungsvolle und folgenteiche Geschichte des ersten deutschen Landerwerbs in Afrika und damit der Begründung des deutschen Kolonialreiches. Wir erfahren jetzt, daß Lüderitz der deutsche Gegenspieler des großen britischen Imperialisten Cecil Rhodes war, indem er durch Erwerbung des Zululandes im Südosten Afrikas den englischen Zielen ein deutsch-britisches Südafrika entgegenstellen wollte. Die unendlichen Schwierigkeiten zu verfolgen, die Lüderitz, als erster deutscher Pionier auf diesem Gebiete, zu überwinden hatte, ist geradezu atemraubend. Nicht ein Kampf mit wilden Völkerschaften ist es, der uns geschildert wird, es ist der nicht minder spannungsreiche Kampf eines Mannes für seine Idee und die Anbahnung deutschen Kolonialbesitzes, der sich vor uns entrollt, der Kampf eines Mannes, dessen Name heute jeder Deutsche kennt. Ein Buch darum, das auch dem heutigen Geschlecht viel zu sagen haben wird — sind wir doch heute wieder geworden, was wir vor Lüderitz waren: ein „Volk ohne Raum“.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Carl Schünemann, Verlag · Bremen

